

Ein Jahrbuch.

Novelle von G. Billinger.

(Schluß)

20. Juni.

Mein Mann hat einen anonymen Brief bekommen, in welchem meine Parteinahme für Grotcki als eine höchst auffallende, unweibliche That hingestellt ist.

Daran schloß sich die Warnung: „Ihre Frau liebt einen Unwürdigen und wird wieder geliebt; seien Sie auf Ihrer Hut. — Ein Wohlmeinender.“

„Ein Schuft,“ sagte mein Mann und ballte das Papier zusammen.

„Es ist kein anderer als Bilinski,“ erklärte ich, „o, man muß diesen Menschen, —“

„Ignoriren,“ unterbrach mich Kaver, „was für einen solchen Laffen unter allen Umständen das Schmerzlichste ist!“

21. Juni.

Ich habe eine entsetzliche Nacht hinter mir; Hermann brachte mir die Schreckenskunde, daß sich Grotcki mit Bilinski duellirte; kein Mensch sollte es erfahren, weil ein solcher Vorfall der Polen Einigkeit in ein schlechtes Licht stellen mußte.

Hinter der Karthause sollte das Duell stattfinden, des Abends um acht.

Die Unruhe zehrte mich fast auf; die halbe Nacht ging ich, ohne ein Licht anzuzünden, in meiner Stube auf und ab. O, Schwester, Schwester, es ist wahr, ich liebe diesen Menschen mehr als recht ist, — dies wurde mir in den Stunden tiefster Seelenangst zur Gewißheit. Ich kniete vor dem offenen Fenster nieder und sandte meine heißen Seufzer und Thränen zu Gott; ich bat und flehte und weinte zu ihm auf, er möge Grotcki mit seiner Gnade umschirmen, ihn retten; ich legte das feierliche Gelöbniß ab, nie mehr einen Schritt, einen Versuch zu thun, mich ihm zu nähern, ich schwor, mein Herz zu kastriren und auf Leben und Tod den Kampf mit ihm aufzunehmen.

Da weckten mich rasche, weithin hallende Schritte aus meiner Versunkenheit; ich sah einen Menschen über den mondbeschieneenen Domplatz eilen, auf unser Haus zu.

„Anna!“ rief's unter meinem Fenster; ich erkannte Hermanns Stimme und lehnte mich heraus.

„Alles gut vorübergegangen,“ rief er in gedämpftem Ton, „Bilinski leicht, Grotcki gar nicht verwundet, — er schickt mich, es Dir zu sagen, — gute Nacht!“

Ein Strom von Thränen erleichterte mein Gemüth, meine Seele dankte wortlos ihrem Schöpfer.

17. Juli.

Ich schützte alle möglichen Gebrechen vor, um den nicht endemwollenden Festen und Einladungen fern bleiben zu können. Daß Lenchen jetzt ganz ihrem Verlobten und ihrer Aussteuer lebt, kommt mir sehr zu statten.

Gott allein weiß, wie unablässig ich bemüht bin, meine auf bösen Wegen irrende Seele zurück zu holen. Warum hat mir Grotcki noch spät in der Nacht sagen lassen, daß er unverfehrt sei, — ist's nicht ein Beweis, daß er überzeugt war, ich forge mich um ihn. Und durfte er es denn auch nicht sein, sollte er denken, ich sei unmenschlich genug, mir aus dem Ausgang des Duells nichts zu machen? O, mit der Unbefangenheit der Gefühle ist mir auch der innere Halt, die Sicherheit der Unschuld abhanden gekommen,

— ich weiß nicht mehr, was Recht und was Unrecht ist, — was man darf und was man nicht darf. Wie glücklich seid ihr doch, Männer, denn so wie ich jetzt nach einer Arbeit lechze, um darüber das eigene Ich zu vergessen, so hat sich noch kein Hungeriger nach Brot gefehnt! Welch' eine hohe Ruhe liegt auf meines Mannes Stirne, wenn er aus seiner Arbeitsstube tritt, die Hände reibend, ein Scherzwort auf den Lippen! O, Schwester, und ich sollte diesen göttergleichen Frieden mit dem Bekenntniß trüben: Du hast ein elendes Weib, in ihr schwankt und wankt Alles, und während Du sie glücklich wägst, möchte sie am liebsten sterben! Nein, ich fürchte mich vor meines Mannes Tugend, ich fürchte mich, sein Vertrauen zu verlieren, — aber ich fürchte mich auch, schuldig an des Keinen Seite zu wandeln. —

„Was ist denn das,“ fragte er heute, bei mir eintretend, „es tönt ja gar kein fröhliches Lachen und Schwagen mehr zu mir herüber, keine Vaterlands- und Freiheitslieder mehr —“

„Sage mir doch, lieber Mann,“ unterbrach ich ihn, „warum Du mich eigentlich so gern in der Gesellschaft der Polen siehst?“

„Mein Gott, weil es höchst angenehme Menschen sind! Kann man sich etwas Graziöseres denken, als so einen polnischen Handluf, etwas Poetischeres als ihren Patriotismus, ihre Melancholie? Sie sind wie zum Verlehn geschaffen mit ihrer Leichtigkeit und Geschmeidigkeit, und es muß für Euch Frauen ja eine wahre Wohlthat sein, einmal mit Männern zu verkehren, die, was sie denken, auch aussprechen, statt wie wir Deutschen,



mit einer Welt von Gedanken, stumm wie die Stockfische herum zu laufen.“

„Aber lieber Mann, Du preigest mir da an, was Du selber so wenig wie möglich aufsuchst.“

„Kind, ich bin ein trockener Gefelle, der sich nur an Thatfachen hält, und deshalb kommen die Herren Polen und ich nicht recht mit einander aus. Es hat mir bis jetzt noch keiner sagen können, was er eigentlich will; sie sprechen stundenlang enthusiastisch von der Freiheit, nachdem ich aber mit aller Noth herausgebracht, daß sie unter Niederdrückung der Freiheit bloß die Beschränkung der Adelsrechte verstehen, halte ich sie für Kinder, die von ihrer Aufgabe keinen Begriff haben. Daß sie ein wenig Abwechslung in den einschläfernden Umgangston unserer lieben Freiburger bringen, ist darum kein Unglück; ich selbst aber finde es überflüssig, ihnen meine kostbare Zeit zu opfern.“

Wahrlich, sie kommt mich theuer zu stehen, diese Geschichte der deutschen Handwerker, denn auch für die Frau bleibt kaum eine Stunde vom Tag übrig!

20. Juli.

Mein Herz war sehr böse heut; es hat nicht folgen wollen. Ich war in der sieben Uhr Messe, dann besuchte ich das Grab unserer Eltern. O, wie war mir zu Muthe, angesichts des eisernen Kreuzes auf dem niedrigen Steinsockel, — ich, das Kind so braver, rechtschaffener, grundguter Menschen! Meine Kniee trugen mich nicht mehr, als ich Grotecki nur von Weitem sah.

24. Juli.

Heute zum ersten Male erklang mir die schrille Stimme der Hofrätthin angenehm, als ich sie auf der Treppe: „Megeli, ist jemand zu Haus?“ schreien hörte. Jede Zerstreung, alles was mich aus meinem Denken reiht, kommt mir gelegen. Aber so aller Contenance beraubt, ist die gute Frau noch nie über unsere Schwelle geleuchtet wie dieses Mal. Wir hatten eben zu Mittag gegessen; mein Mann wollte sich entfernen, sie hielt ihn aber am Rockärmel fest.

„Ich muß mich aussprechen, Ihr müßt mich anhören, — ich bin eine desperante Frau, — Kinder, um's Himmelswillen, was ist mir eingefallen, die Gräfin in mein Haus zu laden, — sie sitzt auf dem Balcon und raucht, und auf der Gass' steht ganz Freiburg und gafft, und wie ein Sünder hab' ich mich zur Hintertür' rausgestohlen, — meine Stuben, meine Ordnung, mein ganzer Lebenslauf ist durch einander geworfen, — kein Kissen liegt mehr am Platz, kein Stuhl steht am rechten Ort, den Teppich verkumpelt sie wie einen Waschlappen, wo ich geh' und steh', stoß ich auf ein rother Pantoffel — und erst meine Fremdenstube, die ich gehalten wie ein Schmuckkästle, — wie in einem Schweinsstall schaut's drin' aus, — das nenn' ich eine Gräfin, und sag' ich was, anstatt daß sie mich behandeln thät wie eine honnette alte Dame, fällt sie mir lachend um der Hals, reißt mir die Perrück' vom Kopf, wirft sie an der Plafond und verlangt, daß ich ihr zu Lieb alle Tag die Sonntagsperrück' aufseh'. Und die tollen Mannsleut', die der ganz' Tag anklopfen, — nicht nur Polen, Gott bewahr' — unsere Herren Staatsrätth' und Hofrätth' und Gerichtsrätth' kommen in die Visit', in neuen Halsbinden, mit gebürsteten Haaren und spielen der Zuvinetter (den Jugendlischen), und sie liegt mit den Füßen auf meiner guten Kanapee und raucht wie ein Soldat und seht mir der ganz' Tisch voll Aschenhäufe —

So,“ schloß die Hofrätthin, „und jetzt geh' ich noch zur Meyer und dann zur Huber, denn ich kann mir nicht genug Luft machen!“ —

25. Juli.

Gestern im Concert, welches die Gräfin im Museums-saale gab, sah ich Grotecki zum ersten Mal wieder. Der Wille thut doch ein Großes; ich glaube, ich blieb äußerlich ganz ruhig, aber das Unglück wollte es, daß ich auf der Seite meinen Platz hatte, sodaß Grotecki während des ganzen Concertes hinter mir stand. Er sprach nicht viel, aber seine Gegenwart wirkte vollkommen erlösend auf meine Lebensgeister. Ich glaube, die Gräfin spielte wundervoll, wenigstens drangen mir die Töne ihrer Flöte bis in's Innerste, — und doch, während der ganze Saal mitsang: „Noch ist Polen nicht verloren“ und „Denkst Du daran, mein tapferer Jagientle,“ konnt' ich nicht mit einstimmen, denn der Gedanke, daß eine schuldige Seele wohl niemals mehr eines freien, hohen Aufschwunges fähig sei, machte mich unfähig esend. Aber wie verwandelte sich alles in mir, als Grotecki sich plötzlich mit den Worten über mich beugte:

„Sie haben sich sehr verändert.“

Ach, es ist ja nicht, was er sagt, es ist die Art, wie er die Dinge sagt, seinen Worten ist nie etwas vorzuwerfen, seinen Augen alles, sie strahlen mich an wie einen Mitschuldigen, sie geben mein tiefverhülltes Geheimniß rücksichtslos dem Tage preis und verwandeln Neue und Borne in meinem Innern in ein, mein besseres Ich verspottendes Gefühl der Freude.

Er bat um die Erlaubniß, mich nach Hause begleiten zu dürfen; ich sagte ihm, daß mich mein Mann abhole, worauf er mit auffallender Hast zurücktrat. Ich sah mich unter dem Thore des Museums nach Xaver um, als plötzlich Bilinski, den Arm in der Schlinge, vor mir stand.

„Schöne Frau,“ flüsterte er, „ein Zeichen Ihrer Schuld, und ich bin trotz allem Vorgefallenen Ihr Slave.“

Empört wollte ich an ihm vorüber eilen, er blieb an meiner Seite; im nächsten Augenblick trat uns mein Mann entgegen und reichte mir den Arm.

Er nahm von Bilinski nicht die geringste Notiz, und ich hörte den leisen Fluch, den dieser hinter uns drein sandte.

26. Juli.

Wir hatten die Gräfin zu Tisch, Lenchen, Zarembedi und Hermann. Grotecki ließ danken; hatte er eine Ahnung, welsch' unermesslichen Gefallen er mir damit erwies?

Die Gräfin ist eine blendende Erscheinung, sprühend von Geist; sie war noch keine fünf Minuten im Zimmer, so standen und lagen die Dinge um uns her schon alle schief und krumm; aber nicht, daß sie absichtlich an das Zerstoren der Ordnung gegangen wäre, es macht sich bei dieser ungemein lebendigen Natur alles ganz von selbst; sie bewundert etwas und stellt es auf den verkehrten Platz, sie lacht sich halb todt über eine altmodische Uhr und dreht sie herum, kurz, sie construirt sich in kürzester Zeit die ihr angemessene Umgebung, wirft sich mit Aplomb auf's Kanape und jählt sich daheim.

Es ist nicht zu sagen, wie oft Uebermuth und Traurigkeit, Lebenslust und Lebensüberdruß während des kurzen Mahles bei ihr wechselten. Sie klopfte meinem Mann auf die Schulter mit der Bemerkung:

„Sie sind der angenehmste deutsche Bär, den ich in meinem Leben kennen gelernt, es würde mir Spaß machen, Sie zu erobern, wenn ich es nicht für eine Geschmacklosigkeit hielte, Ihrer schönen Frau den Rang ablaufen zu wollen. Ich bewundere die Schönheit, ich liebe sie wie meine Seele; ich werde Sie nie vergessen, Schwester Aniete, wir werden überhaupt der Deutschen immer gedenken, und wendet sich das Glücksrad zu unseren Gunsten, soll Deutschland über Polen's Edel-muth stamen.“

Mein Mann lächelte und nahm, nachdem er mit der Gräfin angestochen, einen sehr bedächtigen Schluck: „Warum lächeln Sie,“ fuhr sie in gereiztem Tone auf, „trauen Sie uns etwa nicht, sind Sie auch der Meinung, die Polen seien falsch?“

„Ich halte sie nur für sehr impulsiv, dem Wechsel ihrer Eindrücke unterworfen,“ entgegnete mein Mann, „es wird demnach unter allen Umständen das Beste sein, wir Deutsche verlassen uns auf uns selbst; es fehlt uns nichts als die Einigkeit, dann sind wir eine Macht.“

„Aber Ihr werdet nie eine Macht sein, weil Ihr nicht handelt,“ unterbrach ihn die Gräfin, „uns macht die Liebe kühn und berebt, Euch ungeschickt und blöde, — sie schnellte dem dunkel erglühenden Hermann eine Rosine in's Gesicht, die er andächtig aufsaß, — „mürrisches, langmüthiges, unpractisches Volk, das Ihr seid, hättet Ihr nur einen Tropfen Polenblutes in Euch, es wäre längst alles gut!“

„Oder schlecht,“ sagte mein Mann, „jeder Wein gährt auf seine eigene Weise, und der ist nicht von der leichtesten Sorte, der die längste Zeit dazu braucht; nur Geduld!“

„Grauenhaftestes aller Worte,“ rief die Gräfin aufspringend, „habt keine Geduld und handelt, bevor man Euch das Athmen verbietet!“

„Hoch, die Gräfin, hoch!“ schrie Hermann; die Hofrätthin schluchzte, ohne zu wissen warum, mein Mann und die Polin standen wie kampfbereit, Aug' in Aug'. Lenchen, meine Verlegenheit bemerkend, flüsterte Zarembedi etwas zu, worauf dieser sich erhob:

„Meine Herrschaften, der deutsche Sprak ohnmächtig, habe ich die Bewußttheit im Grund meiner Seele, daß wir nicht Streitigkeiten sollen mit unsere Gastfreunde, aber uns mit ihnen liebend verbündigen zu einem strömenden: „es lebe die Freiheit, sie lebe hoch in der Polen Land, sie lebe hoch in der Deutschen Land!“

Man stieß an und beruhigte sich, ich ließ den Kaffee in meines Mannes Studirzimmer serviren; die Gräfin rauchte mit den Herren, sie lag auf dem Sopha neben dem Schreibtisch, und wenn sie sprach, legte sie die brennende Cigarre auf meines Mannes Schriften.

„Gräfin,“ zeterete die Hofrätthin, „Sie werden uns anstecken, wie können Sie so unvorsichtig sein mit dem Feuer!“

Die Polin schaute den Ringeln nach, die sie in die Luft blies: „Vorsicht ist eine lächerliche alte Verwandte der Feigheit, wir Polen haben mit Beiden nichts gemein.“

Hermann, zu Füßen des Sophas, bediente die schöne Frau wie ein Page. Xaver stand mit seiner Pfeife, und wie er mir nachträglich gestand, mit der

Empfindung am Ofen, als befände er sich im Theater. Als ich zur Thüre ging, um Megeli einen Auftrag zu geben, rief die Gräfin, welche eben unter Thränen von ihrem im Kampfe gefallenen Mann gesprochen hatte:

„Professor, Professor, haben Sie Acht, Ihre Frau schwebt, anstatt zu gehen —“

„Hat das etwas Beunruhigendes?“ fragte mein Mann.

„Kurzschichtiger!“ lachte sie auf; „wär' ich ein Mann, ich müßte eine so leise auftretende Frau unwiderrüchlich lieben, was aber ein Pole mit Leidenschaft erfaßt, das macht er selbst der Hölle streitig.“ Sie schaute mich mit einem Blick an, der mich derart verwirrte, daß ich mich von den Anwesenden weg zum offenen Fenster wandte. Im nächsten Augenblicke stand die Gräfin an meiner Seite; fest umschlangen mich ihre Arme, ihr Athem berührte mein Ohr:

„Kind,“ flüsterte sie, „glauben Sie wirklich, das heißt leben, wenn Sie Ihrem guten Mann alle Tage ein gutes Mittagessen hinstellen, — Kleinstädterin, die das laute Pochen ihres Herzens, das ich hier unter meiner Hand spüre, als ein Unrecht erachtet, — Sie vegetiren, Kind, Leben ist Leidenschaft, Tollheit, Raserei, — Aengstlichkeit und Brüderie Sache der Unbegehrten, — haben Sie den Muth der Wahrheit, denn was wir fühlen, ist unjer Gesetz! . . .“

Sie sprach noch viel, und ich stand und lauschte, und ihre Worte machten mich erbeben. Sie brachte es fertig, meinen Mann zu überreden, an dem großen Ausfluge Theil zu nehmen, der am nächsten Mittwoch nach St. Ottilien stattfinden soll. Sie ist eine Zauberin, der Niemand zu widerstehen vermag.

1. August.

Alle Versuche, meinen Mann von der Idee abzubringen, mit mir an dem Ausfluge Theil zu nehmen, sind ohne Erfolg geblieben.

„Kind,“ sagte er, „wenn Du so viel allein zu Hause sitzt, wirst Du zu still, Du brauchst Gesellschaft, bist jung und mußt Dich mit der Jugend freuen. Der Berlehr mit dieser lebensprühenden Polin muß Dir doch ein Vergnügen sein?“

„Gewiß,“ gab ich zu, „aber unsere Grundsätze, — wenn Du wüßtest —“

„Liebes Kind,“ fiel mir mein Mann in's Wort, „mit solch' altherwürdigen Herkömmlichkeiten wie Grundsätze giebt sich die Gräfin freilich nicht ab, aber was schadet's denn, Du brauchst ja nicht auf sie zu bauen, nimm sie wie sie ist! Niemand verlangt von einer Rose, daß sie wie ein Weichen duftet, aber die Menschen können nie fertig werden, an einander auszusprechen.“

Ob mein Mann in seiner unerschütterlichen Gerechtigkeitliebe auch für den Fehl meines Herzens einen Milderungsgrund fände?

Caton, ich bin manchmal nahe daran, ihm alles zu sagen, ihn anzusehen: „Um Gotteswillen, nimm Dir Zeit, einen Blick in das erbärmliche Herz Deines Weibes zu thun, das sich in der Feigheit verzehrt, Dir die Wahrheit zu sagen!“ — Ja, ich bin feig, ich habe nur die Kraft, der Versuchung aus dem Wege zu gehen, — mit Grotecki zusammen, habe ich keinen Willen, — er ist mir wie erstorben, und ich weiß nicht, was ich im Stande wäre, unter dem Banne seines Blickes. O, Caton, wie ist das möglich? Ich denke manchmal, wenn er doch schlecht sein wollte! Ich suche in seinem Benehmen, in seinem Wesen nach einem unedlen Zug, der mich ernüchtern könnte, und ich kann nichts finden, — nichts!

1. October 1832.

In Freiburg ist's still, wie in einem Grabe; die Polen sind fort; man entzog der Stadt das Regiment und spricht von dem möglichen Verlust des Hof-Gerichtes. Stumm und gedrückt schleichen die noch kürzlich so freiheitsberauschten Menschen einher . . . Dies ist das traurige Ende der öffentlichen Angelegenheiten.

Was die Geschichte meines Herzens betrifft, die hat, Gott sei Lob und Dank, ein besseres Ende gefunden. Die letzten Seiten des Jahrbuches sollen Dir davon erzählen; dann leg' ich es in Deine Hände zurück.

Es hat mir nicht umsonst vor jener Partie gebangt, als wie vor etwas Entsetzlichem; sie ist in der That zum Wendepunkte meines Lebens geworden.

Man versammelte sich früh am Nachmittage am Fuße des Schloßberges; Bilinski und seine Anhänger, die nicht geladen waren, zogen lärmend und hohnlachend an uns vorüber, um sich in die Brauerei unten am Schloßberge zu begeben.

Ich hatte der Hofrätthin den Arm gereicht; rechts von ihr ging Grotecki; während die gute Frau zwischen uns schwahte, konnte ich nicht aufsehen, ohne Grotecki's Blicken zu begegnen. Er sprach kein Wort, und doch war mir, als hörte ich jeden seiner Gedanken. Zum Glück gesellte sich ein junger Pole zu uns, und ich be-eilte mich, die Honneurs der Umgegend zu machen, erzählte von dem Wallfahrts-Orte St. Ottilien, wohin Herzog Ettiko's Tochter geflohen, um einer ihr aufge-drungenen Heirath zu entgehen; von ihrem Vater ver-

folgt, öffneten sich vor ihr die Felsen, und aus den Thränen, die sie in der Luft geweint, ist die Quelle entspringen.

Der Weg dünkte mir endlos. Die alte Dame leuchtete und hing mir schwer im Arme; Grotcki schwieg beharrlich, und der junge Pole erzählte in eintönig melancholischer Weise von den Fichtewäldern seiner Heimath, die ganz flach wäre, aber schöner als alles Andere auf der Erde.

Endlich lag St. Ottilien in seiner zauberischen Waldeinsamkeit vor uns. Wir gingen in die Kapelle, und von da folgte mir Grotcki die paar Stufen hinab in die Felsengrotte, wo die Quelle fließt. Du weißt, wie still, kühl und lauschig dieser Ort ist, mit seinem sprudelnden Quell, der wie aus fernem Zeiten sagenhaft in die Gegenwart quillt! Wir knieten am Rande des Bassins, und indem wir uns darüber hinneigten, flüsterte Grotcki:

„Was habe ich Ihnen gethan?“

Ich wußte nichts zu antworten und streckte meine Hände unter das fließende Wasser; er that es auch und hielt die meinen umfaßt. „Im Namen Gottes,“ flehte ich ihn an, „vergessen Sie nicht, daß es die Thränen einer Heiligen sind, die dieser Aukt entspringen!“

Er ließ mich los, und ich eilte aus dem unheimlichen Halbdunkel der Grotte in's Tageslicht hinaus.

Tische und Stühle wurden in's Freie geschleppt; die Studenten lagerten sich im Graze. Da der Platz vor dem Wirthshause schmal ist, bewegte sich alles im dichtesten Gedränge, und es erfolgte daraus ein unbeschreibliches Gewirr von Rufen und Singen und Reden; die Gräfin bildete den Mittelpunkt; entweder sie sprach, und dann jauchzten ihr die alten und jungen, die deutschen und polnischen Männer wie fanatisirt zu, oder sie umarmte die begeisterten Jünglinge, trank mit ihnen Brüderschaft und küßte die Rosenkränze, welche dem Waldbruder abgekauft und ihr hingehalten wurden. Sie war wunderschön; einer Siegesgöttin gleich thronte sie auf ihrem erhöhten Sitze, und es hätte sicherlich nur der Worte bedurft: „Auf zum Kampfe!“, die berauschten Jünglinge wären ihr auf Tod und Leben gefolgt. Aber da tauchte die Gestalt meines Mannes mitten in dem Gewühle auf; ruhig, ohne viel Worte zu machen, legte er dem Aufgeregtesten die Hand auf die Schulter; einem anderen nahm er den Stockbegen aus der Hand; es kam wie Besinnung über sie; das wilde Geschrei legte sich. Mein Mann stand jetzt neben der Gräfin, und einen größeren Gegensatz als diese beiden Menschen konnte man sich nicht denken. Sie mochte es wohl bemerkt haben, daß er ihr entgegen arbeitete, denn Rotesröthe färbte ihr Antlitz, allein der mild heitere Blick meines Mannes entwarfnete sie offenbar, und es währte nicht lange, so unterhielten sie sich ganz gemüthlich.

Die Hofrathin und anderen Damen, bei denen ich am Tische saß, strickten unterdessen unverdrossen weiter, trotz aller Polen- und Freiheits-Begeisterung niemals den Faden ihrer Berghaltungs-Angelegenheit verlierend. Die Professorin Bergstein brachte etwas Abwechslung in das Thema, indem sie erzählte, „ihr Pole“ habe gleich beim ersten Mittagessen zu ihr gesagt: „Madame, Sie haben eine wunderhübsche Hand, mit Grübchen drin,“ — und nun sei sie ganz erboßt auf ihren Mann, mit dem sie bald zwanzig Jahre verheirathet sei, und der noch nie etwas von dieser Schönheit bemerkt.

„Ja wohl,“ hieß es, „die Polen haben eben müssen kommen, um uns die Augen zu öffnen,“ und eine der Mütter meinte: „Mein Mariela hat schon erklärt: ‚Mir gefällt so ein altbackener Freiburger kein bißle mehr!‘“

Ich fand diese Aeußerungen höchst abgeschmackt und doch konnte ich nicht anders, als mich betroffen fühlen; wie eine Verzweifelte heftete ich den Blick auf meinen Mann, an mich selber die Frage stellend: „Wie ist es möglich, daß ein anderer als er Macht über Dein Herz gewinnen konnte? Erkennst Du Deinen Mann nicht als den Besten der Menschen, — möchtest Du nicht lieber sterben, als ihm eine Kränkung zufügen, und doch klopft Dein rebellisches Herz beim Anblicke Grotcki's, — warum, — o, warum? Was hat er vor Deinem edlen, getreuen, seelenreinen Gatten voraus? Nichts, als die Sprache der Leidenschaft, — sollte dies so schwerwiegend im Leben sein?“

Der Waldbruder läutete zum Ave Maria, und singend und betend rüstete sich die Gesellschaft, um den Heimweg anzutreten. Ich hing mich mit aller Gewalt an Kaver's Arm; er aber schob mich lächelnd von sich weg.

„Du gehst natürlich mit der Jugend, Kind; ich nehme mit der Hofrathin und den Frau Müttern den unteren Weg, der obere möchte ihnen etwas zu viel werden.“

Ich starrte meinem Manne wortlos nach; es war mir zu Muth, als wenn sich die höllischen Mächte verschworen hätten, mich zu verderben. Wie durch einen Schleier sah ich Grotcki auf mich zutreten, und schnell, ohne mich zu besinnen, streckte ich die Hand nach Hermann aus, der in meiner Nähe stand. Da trat die Gräfin zwischen uns.

„Halt! Der gehört zu meinem Troß, Schönste, Sie müssen sich einen anderen Ritter erwählen, — da steht er schon!“

Grotcki nahm meinen Arm, ohne ein Wort zu sagen, und ich folgte ihm in den nächtlichen, monddurchschienenen Wald. Hinter uns kamen die anderen, und feierlich hallte es durch die Wege:

„Noch ist Polen nicht verloren —“

Wir aber gingen rascher und rascher, und ein eigenthümliches Gefühl des Tropes überkam mich, — „gut,“ sprach's in meinem Innern, „gut! Wenn Dein Mann mit Blindheit geschlagen ist, wenn er Deinen beschworenen, stehenden Blick nicht verzieht und Dich verläßt in der Stunde der Gefahr, — was nun kommen mag, ist es nicht seine Schuld?“

Wir waren in einen Seitenweg gerathen. Nur dann und wann tauchte noch ein Bärchen auf, um ebenso schnell wieder im Dunkel der Bäume zu verschwinden.

„Sie sind mir diese Stunde schuldig,“ sprach Grotcki. „Seit jenem Tage, an dem Sie so hochherzigen Sinnes mir zur Seite gestanden, haben Sie mir jede Gelegenheit abgeschritten, Ihnen zu danken, — Ihnen zu sagen, was ich für Sie fühle. Nein, nein, unterbrechen Sie mich nicht, ich muß endlich zu Worte kommen! Sie sind für mich die Offenbarung der edelsten Weiblichkeit, — Sie haben mich gekannt, gefangen genommen für immer. Ihr Bild ist in meine Seele gezogen wie ein Märchen, in dem holder Ernst, neckische Laune, tiefe Poesie und reinste Schönheit einander überbieten.“

Er sprach noch viel, mir aber raubte eine entsetzliche Gewißheit alle Besinnung, — wir hatten uns verirrt. Längst war der Gesang hinter uns verstummt; an den Lichtungen tauchten keine Gestalten mehr auf. Schon bei hellem Tage hatte ich mich in dieser Gegend des Berges verfehlt, dessen viele Seitenpfade Eimen stundenlang die Kreuz und Quer führen können. Nun war es Nacht; Todesstille herrschte rings umher. Wie lange, weiße Gespenster ragten die Bäume zum Himmel, und das Gesträuch am Wege streckte seine dürrn Arme gierig nach uns aus. Mein Athem flog, meine Glieder bebten, ich rannte wie von meinem bösen Gewissen gejagt, indeß Grotcki's Stimme mir schmeichelnd in's Ohr tönte.

Plötzlich hielt er mich am Arme fest.

„Warum so eilen, — haben Sie Furcht? O, gestehen Sie, — weil ich Ihnen nicht gleichgültig bin!“

„Und wenn es so wäre,“ fiel ich ihm in's Wort, „habe ich darum aufgehört, Ihre Achtung zu verdienen? Gäbe es Ihnen ein Recht —“

„Ja, ich habe ein Recht, — das der Liebe,“ flüsterte er dicht an meiner Seite. Als habe die Verzweiflung mir Flügel verliehen, so flog ich durch den Wald, den Weg entlang, da, plötzlich eine Lichtung und Freiburg lag zu meinen Füßen! Ich brach in Thränen aus; im nächsten Augenblicke hielt mich Grotcki in den Armen, und wie gelähmt an allen Gliedern, unfähig zu denken und zu handeln, wandte ich den Blick dem Münster zu, — hoch — dumpfes Geläute — eine Rauchsäule stieg hinter dem hohen Thurme empor feurige Funken stoben gen Himmel. . .

„Um Gotteswillen,“ schrie ich auf, „lassen Sie mich los, es brennt, — vielleicht bei uns, — meines Mannes Werk! Begreifen Sie denn nicht?“

„Du bleibst!“ knirschte Grotcki. „Was liegt mir an der ganzen Welt, sammt Deines Mannes Werk!“

Und das war's! Das war das erlösende Wort, welches mir eine Kraft verlieh weit über das gewöhnliche Maß hinaus. Ich stieß Grotcki zurück, daß er taumelte, und rannte den Berg hinab, ich stürzte über den Münsterplatz, und meine Ahnung ward zur Gewißheit: der Rauch stieg aus unserem Hause auf. Ich drängte mich durch die Menschen und Feuerstößen, hörte im Fluge, die Gefahr sei vorüber, und kam halb wahnwitzig vor Erregung oben an. Es hatte nur in meines Mannes Zimmer gebrannt; der Schreibtisch war halb verkohlt, die ganze Bibliothek, alle Schriften lagen auf dem Fußboden zerstreut, die Möbel standen wirt durch einander, ich konnte kaum eintreten. Inmitten dieses traurigen Durcheinander kniete mein Mann und wühlte im Scheine zweier Kerzen unter den Büchern und Schriften.

„Um Gotteswillen, Dein Werk!“ schrie ich auf.

„Ich suche es,“ erwiderte er.

Auf meine Frage, wie das Feuer ausgebrochen, meinte er mit einem Anfluge seines alten Lächelns:

„Durch unsere lieben Polen; Bilinski und seine Anhänger machten sich den Spaß eines Feuerwerkes im Hofe des Nebenhauses; eine Petarde flog in mein Studirzimmer. Vorsicht, wie Du ja aus dem Munde der Gräfin gehört, ist eine zu lächerliche Sache, als daß sich ein Pole damit abgäbe.“

„Es geschah mit Fleiß, mit Bewußtsein, — aus Rache!“ schrie ich auf. „O, diese Schlechten, Falschen, Elenden!“

„Mein Kind, was sichts Dich an?“ unterbrach mich Kaver. „So habe ich Dich noch nie gesehen. Komm, lege Dich nieder; Dir ist der Schreck zu Gemüthe gefahren. Ich bin bald zu Ende.“

Angelleidet sank ich auf mein Bett; es war zu viel gewesen des Erlebten, und unfähig, noch etwas zu denken oder zu fühlen, sank ich in einen tiefen Schlaf. Als ich erwachte, stand mein Mann am Fußende meines Bettes; er hielt etwas in der Hand, und ich fuhr in die Höhe.

„Es ist gefunden?“

„Nein,“ sprach er, „meine Arbeit ist verloren, aber ich habe etwas anderes gefunden und den Rest der Nacht damit hingebacht, — Dein Jahrbuch für die Schwester, — und es ist mir daraus klar geworden, daß ich vor lauter Sorge um die Vergangenheit die lebendige Gegenwart beinahe vergessen. Du armes Weib, hast an meiner Seite hungern müssen, Du hattest keinen Gefährten, der mit Dir Freude und Leid theilte, nur einen gestrengen, stets beschäftigten Gatten, dessen Arbeitsstube Du ohne seine Erlaubniß nicht zu betreten wagtest, vor dem Du Deine Gedanken sorgfältig verschließen zu müssen glaubtest, weil seine Zeit der Arbeit gehörte. Du, so berechtigt, in dem Maße beglückt zu werden, als Du zu beglücken vermagst, — kannst Du mir verzeihen?“

„Ich bitte Dich, halte ein,“ schluchzte ich auf, „sprich nicht weiter, bis ich Dir den ganzen Fehl meines Herzens gebeichtet!“

Und ich erzählte alles, was auf dem Heimwege zwischen Grotcki und mir geschehen war, — jede Regung meines Innern deckte ich auf, aber auch jeden Kampf, den mein Herz gekämpft, und was es endlich war, das mich zur Besinnung gebracht. . . die Angst um sein Werk, das nun dahin.

Und in diesem tiefsten Schmerze seines Lebens keine Thräne, keine Aeußerung der Verzweiflung; nur eine große Blässe bedeckte sein Antlitz, und die ersten Silberfäden glänzten mir aus seinem dunklen Haar entgegen.

„Nur ruhig,“ sprach er, „nur den Muth nicht verlieren; wir fangen das ganze Werk wieder von vorn an, und zwar mit einander. Die Auszüge und Quellen-Angaben sind unverfehrt geblieben, und wenn ich einen gewissenhaften Gehilfen zur Seite habe, so ist die Arbeit um die Hälfte gethan.“

„Und Du sagst nichts, — kein Wort über meine Verirrung?“ fragte ich, zu ihm aufblickend.

Da zog er mich an sein edles, großes Herz und ich vernahm das erste Lob aus seinem Munde:

„Du bist ein gutes Weib.“

Radbruch verboten.

Siederabende und Abendlieder.

Von Heinrich Ehrlich.

Der verfloßene Winter hat eine früher vereinzelte Erscheinung im öffentlichen Musikleben Berlins sich zu einer sehr oft wiederkehrenden, so zu sagen ständigen umgewandelt: den Siederabenden. Concerte, in welchen das Lied den alleinigen Inhalt des „Verzeichnisses“ — „Programms“ — bildeten, gehörten bis vor drei Jahren zu den Seltenheiten, ja fast zu den Seltsamkeiten. Der verfloßene Winter jedoch gab einen neuen Beweis, wie die Mode das Seltsame zum Allgemeinen erhebt. Nicht weniger als sechzehn Siederabende haben stattgefunden: drei von Frau Joachim, drei von Fräulein Spies, drei von Herrn Gura, je einer von Frau Schulzen von Asten, Fräulein Hohenschild, Fräulein Schaufel, Frau Schmidt-Köhne, Frau Loh, den Herren von Zur Mühlen und Theodor Reichmann. Die meisten derselben waren sehr besucht, einige sogar überfüllt. Den Einzelleistungen hier Besprechungen zu widmen, wäre ein recht verspätetes Unternehmen. Dagegen erscheint es geboten, den Betrachtungen, die mir der Winter anregte, jetzt Ausdruck zu geben. Im Sommer, wo die Concert-Säle geschlossen sind, kann sich das innerlichere, das Familien-Musikleben einigermaßen natürlich entwickeln, und da mögen denn einige Hinweise auf die Bedeutung des Liedes und seine Beziehung zum inneren Musikleben wohl eher Berücksichtigung erboffen, als in der Winterzeit, wo die Liebe zur Tonkunst und die Mode nicht immer getrennt wirken.

Eine Entwicklungs-Geschichte des Liedes kann selbstverständlich nicht im Zwecke dieses Artikels liegen, hier genüge der Hinweis, daß Volks- und Kunstlied in den früheren Jahrhunderten in Wechselwirkung standen*), daß musikalische Leute im Volke Gedichte und Melodien erdachten, welche bald Verbreitung nach allen Gegenden fanden und im Volksmunde verartig verändert und mit Zusätzen geschmückt wurden, daß der ursprüngliche Dichter und Componist sie kaum erkannt haben mochte; daß die Fachmusiker solche Volks-Melodien in mehrstimmige Gesänge umformten und ihrerseits bemüht waren, eigene Melodien volkstümlich zu setzen. Zu Ende des siebzehnten bis weit hinein in das achtzehnte Jahrhundert, als alle Kunst in Deutschland höfisch war, gingen auch die Lieder-Texte und Melodien auf Stelzen. Obren vergnügendes und Gemüth ergötzendes Tafel-Confect“ hieß eine beliebte Sammlung, veröffentlicht 1733 in Augsburg. Ein anderes derartiges Werk hieß „Szerontes' singende Muse an der Pleiße“ (1736). In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, als Bürger's Gedichte in das Volk drangen, als Goethe's unsterbliche kleine

*) In meinem Buche: „Aus allen Tonarten“ habe ich in der biographischen Studie über Robert Franz diese Ansicht ausführlich dargelegt.



Joylle. Nach einer Skizze von Edward Kämpfer. — Siehe Seite 112.
Im der Preis-Concurrenz der Juchstücken Frauen-Zeitung durch ehrenvolle Erwähnung ausgezeichnet.

Irdischen Eingebungen der wahren Poesie den Sieg errangen, da schon Joseph Haydn und besonders der göttliche Mozart andere Melodien zu solchen Worten. Zur höchsten Vollendung gelangte das Lied in diesem Jahrhundert; erst durch Schubert ward es zu gleicher Zeit ein in sich abgeschlossenes Kunstwerk und der reinste, ungefälschte Ausdruck lyrischer Stimmung. Mit Beethoven's „Adeleide“ und Schubert's Liedern begann die Zeit, da das Lied dauernd in die Öffentlichkeit des Concert-Saales trat und einen Platz in den Concert-Verzeichnissen behauptete, während in früherer Zeit die Instrumental-Einzelleistungen allein vorherrschten. Vor fünfzig Jahren gab es noch Virtuosen auf allen möglichen Instrumenten, die sich öffentlich mit Beifall hören ließen: Hornisten, Klarinettenisten, Fagottisten, Hautboisten. Der Verfasser hat selbst ein Fagot-Concert gehört und noch im Jahre 1848 ein Oboe-Concert im Streicherischen Klavier-Salon in Wien begleitet. Es dauerte aber lange, bis das Lied auf den jetzigen Standpunkt gelangte. Der „Concertsänger“ ist ein Kind der Neuzeit, der „Liederabend“ ein Product der letzten zwanzig Jahre. Ausgezeichnete, künstlerisch gebildete Opernsänger, deren Stimmen im Laufe der Jahre einiges von der Vollkraft eingebüßt hatten und von der Bühne herab nicht mehr ganz freigewirkt wirkten, wandten sich dem Concert-Saale, dem Oratorium, dem Liede zu, mit welchem sie durch ihren gediegenden und gefühlvollen Vortrag neue Vorbeere gewannen. Ihrem Beispiele folgten bald Andere, und heutzutage giebt es nicht wenige, und unter ihnen berühmte Sänger und Sängerinnen, die gar nicht auf der Bühne, nur im Concert-Saale wirkten. Der „Liederabend“ der Sänger ist heute im öffentlichen Musikleben eine ebenso fast selbstverständliche Erscheinung, wie bisher Concerte der Virtuosen waren, die das ganze Programm allein füllten. Das Lied hat eine hohe äußere Stellung erlangt, es hat an Glanz gewonnen, nicht im selben Maße aber an innerem Werthe, an der eigentlichen seelischen Wirkung. Wir wollen das genauer erklären.

Das Lied ist ein urdeutsch-nationales Erzeugniß, das einzig rein deutsche Wort unserer Tonkunst. Oper, Oratorium, Arie, Symphonie, Sonate, Concert sind fremdländische Ausdrücke; Lied ist deutsch und unübersetzbar. In englischen und französischen Concert-Anzeigen und Beurtheilungen findet sich das Wort „Lied“ von Schubert, Brahms, Schumann u. s. w., weil der Ausdruck „air“ den Begriff nicht richtig wiedergiebt.

Das Lied war bis zur Neuzeit eine der liebenswürdigsten, dankenswertheften Feigaben der Concerte, eine duftige lyrische Blüthe zwischen den stolzeren Blumen der Virtuosen-Leistungen. Nunmehr ist es von manchen Gefanges-Künstlerinnen und Künstlern zur Alleinherrschaft des Concertes erhoben worden, also zum Glanze einer Virtuosen-Leistung. Es liegt klar, daß eine Anzahl von fünfzehn bis zwanzig Liedern, an einem Abend hinter einander vorgetragen, nicht nur sehr großen Kraftaufwand und Ausdauer verlangen, sondern daß auch die Art der Wiedergabe eine solche sein muß, die das Interesse des großen Publicums erregt und festhält und Einförmigkeit vermeidet.

Es müssen also verschiedenartige Abwechslungen geboten, auch im Vortrage bekannter Lieder neue Schattirungen — „Nuancen“ — angebracht werden, welche die Hörschaft überraschen und zu lebhaftem Beifall hinreißen. In dieser Weise wird das Lied unmerklich seiner eigentlichen Bestimmung, der unmittelbaren Wirkung auf das Gemüth, entzogen. Man könnte mir vielleicht einwenden, daß ja in früherer Zeit auch Niemand daran gedacht hätte, einen ganzen Abend Beethoven'sche Sonaten zu spielen, daß Bülow dies oft gethan habe und die Kunst dabei gewiß keinen Schaden erlitt. Man darf aber nicht vergessen, daß größere, tief angelegte Kunstwerke eine ganz andere, als eine bloß lyrische Stimmung des Hörers verlangen.

Wenn Bülow die letzten fünf Sonaten Beethoven's, die geistig und technisch schwersten, in einem Abend vorführte, so hat er mit unergleicher Meisterschaft die innersten Geheimnisse dieser subtilen Bücher der Tonkunst am Klavier geöffnet; vor dem Geiste des Hörers entfaltet sich der Gedankengang jener Werke in ungeahnter Klarheit. Man kann wohl sagen, Bülow wirkt an solchen Abenden als ein Führer auf die Höhen der Kunst!

Aber wir müssen die Aufmerksamkeit der freundlichen Leserin auf den gewaltigen Unterschied zwischen Sonaten- und Liederabend lenken. Jedes größere Instrumental-Werk ist aus verschiedenartigen Kunstformen gebildet, deren Verständniß durch den bedeutenden Künstler dem Hörer näher gerückt wird. Das Lied, selbst die weitest ausgepönnene Löwe'sche Ballade, wendet sich in erster Reihe an das Gemüth und an die Phantasie. Das ist ja eben das Verdienst des ewigen Jünglings Haydn, des göttlichen Mozart, daß sie zuerst das Lied aus dem Banne der steifen musikalischen Redensart befreiten und wieder dem Reiche des Gemüthes und der Phantasie zuführten, in welchem nach ihnen Beethoven, Schubert, Mendelssohn, Robert Schumann, Robert Franz und Brahms als die edelsten Priester walteten und walteten. Die Wirkung des echten Liedes ist und bleibt an den Momenten gebunden; ein öfteres Hören, ein Studiren, wie es bei größeren, tiefsinnigen Instrumental-Werken gar oft nothwendig erscheint, wäre bei einem Liede undenkbar. Es kann einen Moment fremdartig klingen, aber die dem Gedächtniß entsprechende Stimmung muß es erzeugen. Das beweisen die meisten Schöpfungen der bedeutenden Tonmeister. Daß jedes wahre, wenn auch in der Form kleine Kunstwerk auch dem Kunstverständigen Genüsse bietet, daß die Wirkung eines schönen Liedes theilweise auch durch Formales, durch rhythmische Eigentümlichkeiten, durch überraschende Wechsel in den Accorden (Harmonisation) zu erklären ist, steht fest; das unterscheidet ja eben die wahrhaft schönen Lieder der Meister vom „gemüthlichen“, bequemen Singen der Tages-Componisten, der angenehm in die Ohren klingt, aber einen tieferen Eindruck niemals hinterläßt. Aber ebenso fest steht, daß auch das künstlerisch ernst gehaltene Lied zugleich zum Herzen sprechen, das Gemüth einnehmen muß, wenn es seine wahre Bestimmung erfüllen soll.

Wenn nun das Gemüth den Eindruck des Liedes voll und rein in sich aufnehmen und erhalten, wenn das Lied nicht bloß eine oberflächliche, vorübergehende kleine Aufregung bieten soll, dann ist in erster Reihe geboten, daß nicht die verschiedenartigsten Gemüthsstimmungen in jäher Aufeinanderfolge angeregt werden, wobei ein Eindruck den anderen verdrängt, die Aufmerksamkeit abnimmt, und zuletzt, wie bei allen Virtuosen-Concerten, nur mehr äußerliches das Interesse noch

*) Rubinstein's Beethoven-Abend, in welchem er acht Sonaten hinter einander hegte, war rein von einzelnen genialen Momenten.

einigermassen erweckt. Größere Kunstwerke, bei deren Anhören der gebildete Kunstverstand manchmal in höherem Maße in Thätigkeit gesetzt wird, als die reine Empfindung und die Phantasie, kann der Hörer viel leichter ganz voll in sich aufnehmen, als eine ununterbrochene Reihe von Liedern, deren jedes ein Abgeschlossenes für sich bildet, also jedesmal eine neue, volle Thätigkeit des Gemüthes und der Phantasie verlangt. Es hat sich auch im letzten Winter bei uns in Berlin gezeigt, daß, um einen ganzen Liederabend auszufüllen, manche Schöpfungen der Gattung vorgeführt werden mußten, die ganz bestimmt vom Componisten nur für die innere Händlichkeit, für einen Moment des Alleinseins in abendlicher Dämmerstunde, nicht aber für die Öffentlichkeit einer Concert-Leistung bestimmt waren. Auch sonstige Sonderbarkeiten brachte die Nothwendigkeit, einen ganzen Liederabend interessant auszufüllen, mit sich. So hörten wir von Fräulein Spiess, die als die erste Concertsängerin neben Frau Joachim, und mit vollem Rechte gilt, Schubert's — „Wanderer“. Uns erzeugt dieses Lied aus einem Frauenmunde eine Wirkung, als trüge ein Sänger das „Gretchen am Spinnrade“ vor! Und hier sind wir an dem Punkte angelangt, wo wir uns direct an die freundliche Leserin wenden können.

Jede wahre Musikfreundin, welche die edle Kunst vor Allem zu ihrer eigenen Freude pflegt, wird nach meiner ruhigen Darlegung zugestehen, daß die Stellung, welche die Liederabende in der Öffentlichkeit einnehmen, eine sehr glänzende, nach allen Seiten erfolgreiche sein mag, aber dem wahren Gemüthsleben, das eine unausgesetzte An- und Aufregung nicht verträgt, fern steht. Die wahre Musikfreundin wird also manchem dieser Liederabende,*) gleich uns, die ästhetische Bewunderung widmen, welche jede bedeutende Kunstleistung mit vollkommenem Rechte beanprucht. Aber sie wird bei einigem Nachdenken einsehen, daß diese Liederabende, wenn auch sehr langsam, aber unermüdlich zu einem virtuosen, fast koferten Zutippen des Ausdrucks, zu einem declamatorischen, mit gewissen, der Bühne entnommenen Gebärden- und Mienen-Spielen führen werden, die gar oft zu dem wahren, aus dem Innern quellenden Vortrage des Liedes einen strikten Gegensatz bilden, obwohl ihnen starke Wirkung nicht abzuspüren ist. Dieser falschen Richtung mit Erfolg entgegen zu wirken, liegt viel weniger in der Macht der öffentlichen Kunst-Beurtheilung, als in der Macht stiller Thätigkeit der wahren Musikfreundinnen. Die Kritik hat gegen die Mode noch nie viel auszurichten vermocht, weder in Anzugs- noch in Kunstfragen. Je mehr die Vertreter des guten Geschmacks mit Ernst oder mit Spott gegen die Krinolone eiferten, desto mehr schwoh sie an, — bis sie eines schönen Tages von denen verworfen wurde, die sie zuerst in die Mode gebracht hatten. Je mehr gegen die künstlerische Unart mancher sehr berühmten Sängerin oder eines solchen Sängers geschrieben ward, desto höher wuchsen ihre Einnahmen, bis eines Tages die Verehrer ihre Ovationen einer anderen, neueren Berühmtheit zuwandten. Der unrichtigen Entwicklung der Lieder-Concerte entgegen zu wirken, ist für die Kritik eine um so schwerere Aufgabe, als ja die Kunstgattung selbst zu den edelsten gehört und aus ihr meistens doch nur das Beste zum Vortrage gewählt wird. Wenn die Mode das Vornehmere protegirt, wie soll der Kunstbeurtheiler dem großen Publicum beweisen, daß dem Gemüthsleben Schaden droht? Nur an die echte Musikfreundin kann er sich wenden. Wenn diese einmal eine Auswahl von wahren Abendliedern treffen will, d. h. von solchen, die im Zweifelsfalle eines schönen Sommerabends sich so recht in ihr Gemüth senken, — wir nennen absichtlich kein Lied, weil ja jedes wahre Gemüth seine eigenen Regungen hat, die es in diesen oder jenen Tönen wiederfindet, — wenn sie dieselben allein, ohne Zuhörer, singen oder sich vorspielen will, bis das eigene Empfinden jene Befriedigung erlangt, welche nur die richtige musikalische Auffassung verleiht; dann wird sie aus diesen Abendliedern selbst die beste Anschauung dessen schöpfen, was wir über die „Liederabende“ sagten. Dann wird auch das Gemüth der wahren Musikfreundin nach und nach jenem Zutippen des Ausdrucks im Concert die Grenze ziehen. Und das Bewußtsein, hierfür eine noch so leise Anregung gegeben zu haben, ist der höchste Lohn, den wir erhoffen dürfen.

*) Es ist Pflicht, hier laut auszusprechen, daß Frau Joachim, die in edlem Vortrage noch immer unerreichte, Fräulein Spiess und Herr Gura, jetzt der erste Liederfänger, hohe Kunstgenüsse geboten haben.

Kinderspiel.

Von Margarete Henke.

Geh' fleißig um mit Deinen Kindern! Habe Sie Tag und Nacht um Dich und liebe sie, Und laß Dich lieben einzig schöne Jahre!

Wer kennt es nicht, dieses zum Herzen sprechende Wort unseres gemüthvollen Leopold Scherer, wer, namentlich von uns Frauen, hätte es nicht nachgesprochen und tief in innerster Seele nachempfundenes! Und doch, wie Wenige nur „geh' fleißig um mit ihren Kindern!“ Ein Blick auf die Spielplätze großer Städte liefert unzählige Beweise dieser Behauptung. Da sitzen und stehen sie herum, die herzigen, kleinen Geschöpfe, die der Obhut ihrer Kindermägde anvertraut sind. Ach, Obhut! Jawohl, sie werden nicht gerade überfahren, sie verlaufen sich nicht, sie kommen nicht um! Die Wärterin steht zur festgesetzten Zeit mit ihrem Schützling zurück, der kleine Mensch bringt rothe Wangen mit nach Hause und beneidenswerthe Euphorie. „Wie unheimlich Friede die frische Luft gut thut!“ sagt dann wohl, glückselig lächelnd, die junge Mutter zu dem stolzen Vater des gesundheitsstrotzenden Erdensüßlings. Sie hat ja auch nicht Unrecht, für das körperliche Wohl ihres Lieblinges kann nicht besser gesorgt werden, aber, Du glückliche junge Frau, wie steht es mit der Seele Deines Kindes, mit dem lernbegierigen kleinen Geist, der bereits mächtiger seine Schwingen regt, als Du vielleicht ahnst? Sind auch hier Fortschritte gemacht worden, die Dich beglücken, die den Vater Deines Kindes mit staunender Freude erfüllen?

Wer die Tummelplätze der Kleinen häufig besucht und das Treiben dort belauscht hat, wird es beobachtet haben, wie oft ein Kind mit einer Frage zu seiner Wärterin eilt, und wie selten nur ihm eine Antwort zu Theil wird. Das Kindermädchen glaubt ihre Schuldigkeit vollständig gethan zu haben,

wenn sie auf das Kind Acht giebt; es gleichzeitig zu unterhalten, scheint ihr höchst unnöthig. Sie hat auch selbst so viel zu thun! Da sitzen sie auf den bequemen Bänken zusammen, die verschiedenen Wärterinnen, besprechen ihre Angelegenheiten oder auch die ihrer Herrschaft (für die größeren Kinder ein trefflicher Bildungstoff!) fördern ihr Stridzeug und sind oft recht ungnädig, wenn ihr kleiner Pflegling mit einem Anliegen kommt. Wie häufig sieht man da ein zuerst strahlendes Augenpaar enttäuscht auf der Wärterin ruhen, enttäuscht oder auch, je nach Eigenart des Kindes, in verhaltenem oder wohl gar lebhaft emportoderndem Zorn. Es hebt sich auch wohl ein bisher friedlich gesentes Gesicht gegen die Beschützerin, oder blühende Kinderlippen stoßen ein: „Dumme Vertha!“ grimmig hervor. Dann nimmt das zurückgewiesene Kind keine Beschäftigung wieder auf, vielleicht durch ein größeres Kind belehrt und geleitet, vielleicht durch ein schlechtes Beispiel, eine häßliche Redensart, durch unedle Gedanken ausdrückende Worte misleitet, zum Schlechten vorbereitet. — Die empfängliche Kindesseele nimmt das Gute wie das Böse begierig auf, beides wirkt in dem jungen Gemüth durch einander, oft das Böse äppig emporschießend, die guten Keime überwuchernd!

„Ach würde mich gern mehr mit meinem Töchterchen beschäftigen, aber sie bleibt nur gezwungen bei mir, ich weiß keine Mittel, sie an mich zu fesseln.“ klagte mir einmal eine Mutter, ohne einzusehen, wie sehr sie mit diesem Bekenntniß sich selbst anklagt. Denn warum bleibt ihr Kind nicht gern bei ihr, warum strebt es hinaus und zu Anderen? Einfach, weil die Mutter es nicht versteht, ihr Kind an sich zu ziehen, weil sie, vor deren forschenden Augen die Kindesseele offen da liegen sollte wie ein liebes, vertrautes Buch, in dem kein Gedanke und unenthüllt geliebt, — weil sie es nicht gelernt hat, diese Schrift zu entziffern, weil, vor Allem, sie nicht versteht, mit ihrem Kinde zu spielen.

Ja, das Spiel, das Kinderspiel, das ist der Kernpunkt, um den sich Alles dreht, von dem das Gedeihen der Kindesseele ausgeht, das ist das Mittel, welches denkenden Eltern gegeben ist, um ihr Kind mit unzerreißbaren Banden an sich zu fetten, das ist's was uns ein „fleißig umgeh'n mit unsern Kindern“ ermblickt! Eine Mutter, die mit ihrem Kinde spielt, wird nicht darüber zu klagen haben, daß ihr Kind sich nach anderer Gesellschaft, sich von ihr fort lehnt. Und wahrlich, nur die Mutter, welche es versteht, mit ihrem Kinde Kind zu sein, das Spiel ihres Kindes zu theilen, nur eine solche wird ihrem Liebling der werthe Gefeährtin sein, wird die Kindesliebe in lebhafter Flamme auflodern sehen. O, wie süß ist der Rückblick auf den Garten der Kindheit, wenn uns aus jeder Blume dieses Gartens die geliebten Mutteraugen strahlen, wenn dieser Rückblick uns die Theure, Verehrte zeigt, nicht nur wie sie unsere kleinen Hände zum Gebet faltete, sie zum richtigen Handhaben von Griffel und Stricknadeln geschickt machte, sondern auch, wie sie mit uns janzte und lang, uns spielen lehrte, selbst mit uns spielte!

Wie lassen sich die verschiedenartigen Begabungen im Spiel schon des jüngeren Kindes erkennen, wie sind uns im Spiel und durch das Spiel alle Mittel gegeben, unserm Kinde bis in's Innerste seines Herzens zu schauen, die liebenswürdigen Triebe zu entdecken, um sie zu schöner Blüthe zu entwickeln, die unedlen Eigenschaften niederzulegen, an weiterer Entfaltung zu hindern! Und es kann Eltern geben, die dieses wichtigste Mittel ungenutzt lassen, die sich selbst um die höchste Freude betrügen, ihrem Kinde den höchsten Segen rauben!

Die Wichtigkeit des Kinderspiels als erstes und, ich möchte sagen, vorzüglichstes Bildungsmittel wird wohl von Niemandem bestritten. Große und größte Männer haben es mit ihrem Vorbeere für vereinbar gehalten, für das Kinderspiel zu wirken, nicht nur durch lebendiges und geschriebenes Wort, sondern auch durch thätigen Antheil am Spiel. Hätte Lavater sich nicht für das Kinderspiel interessiert, er wäre wohl kaum der Erfinder des unterhaltenden Spieles mit Bauklöppchen geworden. Goethe, der uns in „Werther's Leiden“ entzückende Beweise eines liebevollen Versenkens in die Geheimnisse der Kindesseele giebt, verschmähte es nicht, mit muthwilligen Knaben wilde Spiele zu spielen, zu einer Zeit, da sein „Werther“ längst entstanden. Und von Schiller wird uns berichtet, daß er häufig mit seinem kleinen Sohne dessen Lieblingspiel „Löwe und Hund“ gespielt, wobei der Dichter auf allen Vieren im Zimmer umhertrotzte und die betreffenden thierischen Laute dem liederreichen Mund entströmten.

„Denn nur den engen Traum der Kindheit find Sie Dein, nicht länger!“

So heißt es weiter in Leopold Scherer's „Hausreden“, und ich möchte noch einen Schritt weiter gehen, möchte sagen: Unser ganz, ungetheilt unser sind sie nur so lange, als die Schule ihren Arm noch nicht nach ihnen ausstreckt, als die süßen, rothigen Lippen noch kein ABC und Einmaleins nachzusammeln nöthig haben! Tritt erst der Unterricht in sein Recht, so ist uns von unserem Einfluß schon viel genommen. Denn nicht mehr nur die Erzieherin, auch die Lehrerin der eigenen Kinder zu sein, ist nur Wenigen unter uns vergönnt. Einzelne nur sind in der bevorzugten Lage, ihre Kenntnisse zu erweitern, früher Gelesenes durch Wiederholung fester einzuprägen, mit einem Wort: Fortschritte zu machen. Wo aber kein Fortschritt, da geht's unaufhaltsam zurück, und unter solchen Umständen ein Kind zu unterrichten, möchte wenig anzurathen sein. „Es ist nichts Schrecklicher als ein Lehrer, der nicht mehr weiß, als die Schüler allenfalls wissen sollen. Wer Andere lehren will, kann wohl oft das Beste verschweigen, was er weiß, aber er darf nicht halbwissend sein.“ sagt Montan in Wilhelm Meister. Darum, Ihr Mütter, laßt die Jahre vor der Zeit des Lernens nicht ungenutzt vorüberziehen, seid gerade in diesen Jahren Eurem Kinde nicht nur Leiterin, Erzieherin, seid vor allem ihm Freundin, Gespielin! Schaut tief hinein in die Seele Eures Kindes, damit Ihr nicht klagen müßt wie Jene: „Mein Töchterchen bleibt nicht gern bei mir!“ Diese Blicke in das Innere Eures Kindes werden Euch Anleitung geben, in welcher Weise es zu beschäftigen, durch welches Spiel es, nicht nur zu zerstreuen, sondern auch zu bilden sei. Ach, die einzig unzertrennbaren Denkmäler werden in unseren Herzen errichtet, und die Mutter, welche es verstand, den „engen Traum der Kindheit“ ihres Lieblinges durch bildendes, von ihr selbst getheiltes Spiel zu einem von den netzlichen Kobolden der Jugendlust und Freude erfüllten Traum zu gestalten, sie lebt in uns fort, ob gleich die geliebten Augen sich längst zu ewigem Schlaf geschlossen, eine heilige, eine Unsterbliche! —

Nachdruck verboten.

Das Gesetz des Schönen.

Von Eufemia Gräfin Ballestrem.



Das Gesetz des Schönen ist unlegbar eines der ältesten Gesetze, das mit großer Strenge in seinem weiten Reiche regiert, aber es hat, wie alle anderen Gesetze auch, seine Achillesferse, und seine Macht ist oft schon bedenklich erschüttert worden durch den starken Lanzenstoß: „Do gustibus non est disputandum.“

Der Geschmack mit seinen Epochen höchster Vollkommenheit und tiefster Erniedrigung hat dem Gesetz des Schönen oft und zu siegreich als Gegner getrotzt, — er hat mit kühner Hand an den Grundpfeilern dieses Gesetzes gerüttelt und aus der Schönheit einen Mode-Artikel gemacht. Wer aber die Macht der Mode kennt, weiß, daß gegen sie zu kämpfen ein ohnmächtig Beginnen ist, das obendrein noch unfehlbar dem Fluche der Väterlichkeit verfällt. Die Mode und die Laune aber sind Schwestern, welche über den Gesetzen stehen, — vogelfrei, denn wir dürfen sie bekämpfen mit allen Waffen. Freilich hat noch Niemand sagen können, daß er die Mode zu Tode getroffen habe. Unsichtbar fast für unser Auge ändert sie sich im Einverständnis mit ihrem Freunde, dem Geschmack, und siehe da, was uns gestern entzückt hat, finden wir heute entsetzlich lächerlich.

Wir brauchen gar nicht vom Beginn der Welt an nach Veleger dafür zu suchen, die Annalen unseres Jahrhunderts reden deutlich genug von den Erschütterungen, welchen das Gesetz des Schönen in den siebenundachtzig Jahren desselben ausgesetzt war in Allem und Allem, in der häuslichen Einrichtung, in der Toilette, in der Kunst, der Handarbeit, der Industrie, ja sogar in der Physiognomie. In all diesen Zweigen hat das Gesetz des Schönen gerade in unserem Jahrhundert seine tiefsten Niederlagen zu verzeichnen, und die Epoche von 1820—1870 wird dereinst mit recht schwarzen Lettern in der Chronik des Schönen verzeichnet stehen. In dieser Epoche waren Mode und Geschmack oft heftig mit einander brouillirt. Grollend zog der Letztere sich vom Schauplatz zurück und sah hohnlachend auf die grünlischen Möbelstücke, welche die Industrie schuf, herab, betrachtete kopfschüttelnd die unmöglichen Arbeiten, welche zarte Damenhände in Gestalt schredlicher, grell schattirter Blumen auf Stramin sticht und verhäßt die vollends die Augen vor den Toiletten, mittelst welchen selbst die schönsten Frauen und Mädchen sich mit großem Glanz entstellten.

Das Alles ist jetzt freilich besser geworden, und in jedem Zweige arbeiten Versuche daran, das Gesetz des Schönen durchzuführen und so zu befestigen, daß es wirklich ein Gesetz wird, an welchem nicht gedankelt und gerüttelt, wohl aber stetig gearbeitet werden kann. So steht jetzt unsere Kunst-Industrie auf einer unbestrittenen Stufe von Vollkommenheit.

Doch auch die menschliche Schönheit ist der Mode unterworfen, und so paradox die Behauptung auch klingen mag, sie ist dennoch wahr. Wir wissen, daß die wundervollen Marmorbilder des griechischen Alterthums für uns als maßgebende Schönheitslinien gelten, aber auch hierin hat der Geschmack sich schon verkehrt, wenn man es so nennen will, und auch ich besitze die Kühnheit, zu gestehen, daß die Statuen und Büsten des antiken Griechenlands mit der geraden Linie ihrer Stirn und Nase auf die Dauer langweilig und wenig geistreich wirken, während z. B. die Marmorbilder der alten Römer und Römerinnen mit ihren kraft- und ausdrucksvollen Zügen der Physiognomie ein ungleich größeres und interessanteres Studium gestatten. Wir brauchen nur eine Reihe jener Taschenbücher, Rusen-Almanache, „Vergißmichnichts“ und Keckpates mit ihren Phantastie-Portraits aufzuschlagen, um zu wissen, welche Sorte von Schönheit vom Beginn unseres Jahrhunderts bis zum seligen Entschlummern dieser Taschenbücher Mode waren. Im Anfang, als die Trachten sich noch der Antike näherten, dominierten die an die griechischen Vorbilder erinnernden Züge. Dann gingen dieselben ins Süßliche mit himmelnden Blicken über; und als gar die Mode die entsetzlichen Haarfrisuren und fürchterlichen Kopfbedeckungen der dreißiger und vierziger Jahre wollte, da dominierte nur noch ein Genre von weiblicher Schönheit: ein geistlos lächelnder, kleiner Mund, dito Taubenaugen, ein griechisches Näschen und eine indifferente Haltung.

Nachdem sich nun der gute Geschmack lange genug hatte freudlich lassen, wandte er sich gegen diese Ungeheuerlichkeiten und erreichte zwar zuvörderst nur die Krinolinen-Epoche, aber erkämpfte auf dem einmal gewonnenen Felde schließlich doch den Sieg. Denn wenn wir den schon halb überwundenen Standpunkt der Tourneuren abrechnen, so müssen wir doch zugestehen, daß unsere heutigen Moden begiebig und fleischer sind, weil sie Jedem gestatten, so vorthelhaft auszusehen, als Mutter Natur es eben erlaubt.

Mit diesen goldenen Zeiten ist natürlich auch ein anderes Genre von Schönheit Mode geworden. An die Stelle der geizigen, himmelnden, unglücklich geistlosen Frauentöpfe der vormärzlichen und den äppigen, aber ebenso wenig geistvollen der ersten nachmärzlichen Zeit mit all' den damals so beliebten idealen Unnatürlichkeiten ist die Natur getreten, — ein frischer Hauch weht durch die Kunst. Die Nase muß heute nicht mehr in gerader Linie mit der Stirn einher laufen, die ideale Größe des Mundes schließt nicht mehr mit so und so viel Centimetern an dem und dem Punkte ab, die Künstler malen den Menschen, wie er ist, nicht wie er sein sollte. Und doch, trotz all' dieser Freiheit herrscht das Gesetz des Schönen, aber es ist heutzutage kein tyrannisches Gesetz mehr, sondern ein constitutionelles, das denen, welche seine Wohlthaten genießen, neben dem für alle Dinge notwendigen Grenzen den weitesten Wirkungskreis gewährt.

Zu diesem Sinne sollten wir Alle für das Gesetz des Schönen Propaganda machen, das heißt wir sollten lernen, den Beweis zu liefern, daß man neben den kühnsten und barocken Ideen die Grenzen nicht zu überschreiten braucht, welche jegliches Ding hat, besonders das Schöne.

Nachdruck verboten.

Aus den Bädern.

Saßnitz auf Rügen, Anfang August.



Es Rügen schöner geworden, seit der Dampfwaagen schraubend und stöhnend seinen Eisenweg über die waldbumkränzte Ostsee-Insel verfolgt? Ich weiß es nicht recht, — es will mich bedünken, als hätte die Raftlosigkeit, als deren Verkörperung mir immer die Locomotive erschienen ist, ein gut Theil Poesie auch von den Gestaden Rügens verbannt.

Meine jüngeren Leserinnen, die gleich mir den gelben Ostsee-Strand lieben, wissen nicht, wie herrlich es dereinst in Saßnitz war, als statt der stolzen Hotels und der großstädtischen Villen nur kleine Fischerhäuser sich auf den Hügel an Meere erhoben, und als noch nicht der moderne Comfort in seiner ganzen Raffinirtheit auch in diesen stillen Erdwinkel Einzug gehalten hatte. 's ist lange her, eine ganze Reihe von Jahren, aber ich besinne mich noch sehr deutlich darauf, denn ich gehörte zu den ersten Badegästen von Saßnitz, gewissermaßen zu den Entdeckern dieses kleinen Paradieses. Wie hat sich Saßnitz seit dieser Zeit verändert! Nur die gläserne Welle, die aus den Fjorden Norwegen's und von Dänemark's grüner Scholle Gräbe herüberträgt zu den stammverwandten Brüdern, ist dieselbe geblieben, — sonst ist Alles anders geworden an diesem einzig schönen, vom Meereshauch und Waldesduft gleich kräftig durchathmeten Flecken der Erde. Vielleicht bin ich zu alt geworden, um mit den Errungenschaften unserer schnelllebenden Zeit noch gleichen Schritt halten, vielleicht auch zu sentimental veranlagt, um dem ungemüthlichen Hotel-Luxus der Gegenwart Geschmack abgewinnen zu können. Jedenfalls, — ich kann es nicht ändern, — gefiel mir Saßnitz, das Fischerdorf, besser als Saßnitz, das moderne Luxus-Bad, und selbst die größere Bequemlichkeit, mit der man heute Dank der Erfindung Stephenson's die Wälder der Hertha erreichen kann, ist in meinen Augen kein Ausgleich für die entschundene Poesie des Strandes.

Man mißverstehe mich nicht. Ich bin durchaus kein Feind jener glänzenden Luxus-Bäder, wie sie seit hundert Jahren und darüber hinaus die Domäne Frankreichs sind. Im Gegentheil, ich habe mich öfters und gern einmal eine Saison hindurch in Trouville, Biarritz oder Nizza amüsiert und dann immer eine Fülle schöner Erinnerungen mit mir nach Hause gebracht. Dergeitig aber war ich noch jünger und besaß jene beneidenswerthe Gesundheit, die man in Luxus-Bädern braucht, wenn man das „Leben“ mitmachen will. Inzwischen ist es anders geworden. Auch heute noch, und vielleicht mehr als einst, denn mit den zunehmenden Jahren wächst die Bequemlichkeit in uns, liebe ich den Comfort, doch es muß wirklich, kein scheinbarer sein, — sonst ziehe ich das Ursprüngliche vor. Ich will nun durchaus keinen Stein auf die Bade-Verwaltung von Saßnitz werfen, will auch die Hotels nicht schmäheln, — wiederholen möchte ich aber, daß mir, wenn ich von vornherein auf meinen Comfort verzichte, das Primitiv immer noch lieber als das Mittelgute ist. So habe ich auch meiner Zeit mit größerer Freude durch den Sand in den Straßen des Fischerdorfes gewatet, als ich heute über das undefinirbare Pflaster von Saßnitz marschiren muß, und gern würde ich auch heuer noch auf das Concertiren der hiesigen Kur-Kapelle und auf die eigenartigen pyrotechnischen Abend-Vergnügungen am Strande verzichten. Vor zwanzig Jahren lies man allhier, noch keine Kisten steigen und blies nicht durch verstimmte Trompeten, — wie war das doch hübscher vor zwanzig Jahren! —

Etwas aber hat die moderne „Cultur“, — o Du armes, gemißhandeltes Wort! — meinem lieben Rügen nicht zu rauben vermocht: das ist sein Kranz grüner Wälder, das sind seine freudigen Felsen, auf denen die Sonnenstrahlen noch immer so gleichend tanzen wie ehemals, das sind seine köstlichen Seen! Hertha-See, — Du dunkles, schweigendes Geheimniß im tiefen Forste, wie liebe ich Dich! Ein wunderbarer Hauber weht aus Deinen schwarzen Wellen hervor, und Deine Wasser rauschen so sinnbethörend, als suchten die Rügen auf Deinem Grunde noch immer nach Opfern! In Wahrheit, — Rügen besitzt in seinem Hertha-See und in der grünen Wald-Quirlande, die ihn umschlingt, einen Schatz, um den so manches elegantere Bad die schöne Insel beneiden könnte. Nie fühle ich mich wohler, als hoch oben auf den Felsen der Stubbenkammer, — in schweigender Mittagsstunde am Ufer des Hertha-See's. Ich bin keine Dichterin, doch hier im wonnigen Wald-Revier, unter der rauschenden Dommwölbung der Baumkronen, habe ich wirklich einmal versucht, meinem poetischen Empfindungen Ausdruck zu verleihen. Verstoßen schaute ich mich um, ob mich auch Niemand belausche, zog dann sachte, ganz sachte, mein Notizbuch aus der Tasche und setzte den Bleistift an zum Lob-Hymnus auf die Göttin Natur, — doch da naheten sich Schritte, ein Wandertrupp zog heran, und ich hörte in unerfährtem Dialect von Elbflorenz die entnückternde Bemerkung: „Ei, Herr Jesus, heren Se, den Herda-See härt' ich mir Se aber och anders' getacht!“ Nun war es vorbei mit meiner lohen Begeisterung, und die Welt ist um ein halb Duzend Berge gekommen.

Die Saßnitz besuchende Gesellschaft gehört durchgehends dem besseren Mittelstande an, — viel sagen läßt sich über sie nicht. Das Bad ist diesjährig weniger frequentirt worden als sonst, — dafür scheint Binz, dessen freundliche Häuserreihe man vom Saßnitzer Strande aus deutlich sehen kann, mehr in Aufnahme zu kommen. Binz hat noch etwas von jener primitiven Natürlichkeit an sich, die mir vor Jahren an Saßnitz so gefallen hat; zudem ist sein Strand ganz prächtig und die Umgebung romantisch. Wie ich höre, hat der Fürst von Putbus, in dessen Güterbereiche Binz liegt, sich in den letzten Jahren sehr um die Hebung dieses freundlichen kleinen Bades-Ortes bemüht, — und nicht ohne Erfolg. Die diesjährige Fremdenliste weist eine ganz stattliche Anzahl von Namen auf, und damit es der Liste auch nicht an besonderem Interesse ermangele, findet sich in ihr eine Heroine des Berliner Posttheaters, ein berühmter Wagner-Sänger und ein nicht minder berühmter — Abgeordneter eingetragen, welsch letzterer wahrscheinlich den in der letzten Parlaments-Saison aufgespeicherten Groll in den Wellen der Ostsee verwaschen hat. Wie man mir erzählt, soll am Strande von Binz auch jenes schöne Maler-Modell heuer wieder aufgetaucht sein, dessen vor wenigen Jahren in einem vielbesprochenen Proceß zum ersten Kapitelschlusse gelangter Roman an diesem Orte begann. So fehlt es dem Rügener Badeleben auch nicht an einer kleinen, würzigen Dosis von Pikanterie. Sie ist, wie gesagt, klein, diese Dosis, doch das ist gut, denn wenigstens ich für mein Theil bin in dieser Beziehung eine Anhängerin der Homöopathie.

D. v. D.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Im Vorbeigehen. Von E. Rau. Siehe das Bild, Seite 137. — Die Almerin und der Holzknecht, — ein ganzer Mythos hat sich um Beide gesponnen. Sie sind die Helden unzähliger Ro-

mane und Novellen geworden, in denen sie gewöhnlich einen Dialekt sprechen, den sich der Dichter mühsam an Schreibfische ausgelügelt hat, und von Sentimentalität und hochherzigen Gefühlen übertrieben. Echter, wenigstens im Dialekt und in der äußeren Erscheinung, sind die vortrefflichen „Münchener“, deren Gastspiele das Innere eines oberbayerischen Bauernhauses und seiner irden Bewohner auch dem Niederdeutschen, dem niemals sonst eine Bergspitze zu Gesicht kam, lieb und vertraut gemacht haben. Aber das Meiste zur Popularität der Almerin und des Holzknechtes haben doch die Maler gethan. Unerkämpflich ist ihnen die großartige Gebirgswelt der Alpen an Motiven gewesen, und was sie an hübschen Raddentöpfen, kernigen Männergestalten und charakteristischen Greisengesichtern aus dieser urfrüglischen Welt auf der Leinwand bereichert haben, mag in's Ungeheuerliche gehen. Aber doch ist das große Publicum dieser Alpen-Motive niemals satt geworden, und immer wieder hat es seine Freude an der Wiedergabe der Scene, die der Künstler „zwischen Berg und Thal“ erschaut hat. Auf der Alm spielt das köstlich frische Bild unseres Künstlers nicht; denn wie Jedermann weiß, lebt die Almerin nicht von Kollköpfen, sondern von Brot, Milch und Käse; auch sind die Sennhütten noch ein wenig einfacher ausgestattet, als das Interieur auf unserem Bilde, und die Weinrebe rankt sich wohl um die Fenster der Bauernhäuser im Thal, aber sie gedeiht nicht mehr auf der Alm. Die Scene spielt also im Dorfe; der Holzknecht, der „im Vorbeigehen“ zu einem Plauderstündchen in die Stube tritt und das Mädchen, das ihm so freundlich entgegenlacht, sind jedenfalls Brautleute, und es ist kein Geheimniß um ihre Zusammenkunft, wie es wohl häufig mit einem Stellbischen auf der Alm der Fall sein soll. Wie prächtig der Künstler die beiden kerngesunden Erscheinungen in ihrer fleischamen Lanbestracht wiedergegeben hat, — und das, die Gesundheit und Lebensfrische dieser Bevölkerung, sind auch wohl die Ursache, die uns Kindern einer höheren Civilisation die künstlerischen Darstellungen aus diesem Kreise immer wieder mit neuem Vergnügen betrachten lassen.

Idylle. Von Eduard Kämpffer. In der Preis-Concurrenz der Illustrirten Frauen-Zeitung durch ehrenvolle Erwähnung ausgezeichnet. Siehe das Bild, Seite 140. — Der Künstler hätte uns das Mutterglück nicht schöner und poetischer veranschaulichen können, als in dieser Idylle. Die Ideal-Landschaft durchflutet heller Sonnenschein, und Sonnenschein auch in uns weckt das Bild der jungen Frau in antiker Gewandung, die ihren Jüngling auf den Armen, sich zärtlich zu dem zweiten Sprößling herniederbeugt, während der dritte, ein rechtes trotziges Kindergeßicht, in beschaulicher Ruhe sich abseits auf dem Rasen streckt.



Nachdruck verboten.

Die weiblichen Handarbeiten in der Münchener Kunstgewerbe-Ausstellung. — Es war schlechterdings unmöglich, der weiblichen Handarbeit, — im engeren Sinne des Wortes, — in früheren Jahren jene große Beachtung zu schenken, die ihr jetzt von allen Seiten, von Künstlern und Kunstlernern gezollt wird; hat sich doch erst in letzter Zeit der gute, man darf sagen, der künstlerische Geschmack in diesem Fach so überraschend schnell entwickelt. Daß das Resultat früher oft so wenig der großen Mühe, die auf die Arbeit verwendet wurde, entsprach, war weniger die Schuld der arbeitenden Frau, als des allgemeinen Ungeschmackes, der aus dem Mangel einer geschichtlichen Entwicklung dieser Arbeit hervorging, und der an naturalistisch gestickten Rosenbouquets, unendlich schwerfälligen Spitzenmustern und Kehnlichem seine Freude fand. Solche Handarbeiten werden heutzutage kaum mehr beachtet, — höchstens, um die verschwundene Mühe zu bedauern; sie werden auch nicht mehr geliefert. Die Arbeiten, mit denen wir uns gegenwärtig beschäftigen, verdienen das Prädicat „künstlerisch“, und an solchen Handarbeiten bietet die diesjährige Münchener Kunstgewerbe-Ausstellung einen großen Reichthum, eine alle Zweige berührende Mannigfaltigkeit, von den mühseligsten, sorgfältigsten, geradezu reliefähnlichen Stickerien in Gold und Seide bis zu den winzigen, zierlichen Ornamenten eines Puppen-Häuschens.

Den wichtigsten und eigentlichen Theil kunstgewerblicher weiblicher Handarbeit bilden Stickerien, seine Nähereien und Häfelien aller Art. Es war dies auch von Anfang an das Reich, in dem ausschließlich und unumschränkt die Frau Alleinherrscherin war und blieb. Die kunstgewerblichen Leistungen der Frau beschränken sich aber, was Handarbeit anbelangt, heutzutage nicht nur auf bloße Textil-Arbeit: das Bemalen und Ausschmücken kunstgewerblicher Gegenstände oder solcher, die es eben durch diese Ausschmückung werden, schlägt in dasselbe Fach.

Was schwere Stickerien in Gold und Seide betrifft, so ist in der Ausstellung wirklich Hervorragendes geleistet; die Arbeiten dieser Art sind fast durchweg im edelsten Stil gehalten und ausnahmslos mit größter Sorgfalt durchgeführt. Daß sich diese Sorte von Handarbeit in ihrem prunkvollen, feierlichen Charakter am besten für Kirchenparamente und Fahnen eignet, ist eine bekannte Thatsache. Dies beweisen auch in der Münchener Ausstellung viele ausgezeichnete Beispiele, wie die Paramente von Bessert, Kettelbeck, welche besonders durch stilvolle Zeichnung wirken; ferner eine geradezu reliefähnliche, reiche Goldstickerei, aufgestellt von Rupprecht in München; oder jene prächtigen gestickten Wappendecken der Frau Prinzessin Arnulf von Baiern, hervorragend sowohl durch kostbares Material, als durch täuschende Imitation alter Arbeit. Es sind dies unendlich mühevollen, aber doch auch lohnende Arbeiten; schmerzlich berührt es, wenn bei solch' großer Anstrengung das Resultat der vorübergehenden Arbeit nicht entspricht, sei es wegen Unzulänglichkeit des Materials oder insolge unglücklicher Verwendung resp. Placirung der Stickerie. Diesen Eindruck macht zum Beispiel ein auf grünen Sammet reich in Gold gestickter Lehnstuhl nebst dazu passendem Portiören-Ueberhang in einem Kococozimmer; auch einzelne der Fahnen aus der Fahnenstickerei Werner konnten, trotz der bewundernswürdigen Feinheit der Ausführung, nicht die darauf verwandte Mühe lobnen, — vielleicht der weniger dazu geeigneten, vorgeschriebenen Zeichnung halber. Den kurzen Ueberblick über Gold- und Seidenstickereien können wir nicht beschließen, ohne auf den Synagogen-Borhang von Fräulein Heimerdingen hinzuweisen; streng, wie mit dem Reißel geschnitten, treten hier die Ornamente auf dem dunkleren Untergrund hervor. Auch eine von Miß M. und G. Ward prunkvoll in Seide gestickte Fahne des Veteranen-

Bereits Partenkirchen sowie die äußerst reichhaltigen und mannigfaltigen Seiden- und Applications-Stickereien des Letzteren in Berlin dürfen nicht unerwähnt bleiben.

Denselben Reichtum wie an Gold- und Seidenstickereien bietet uns die Ausstellung auch an Arbeiten in Leinwand, an Weißstickereien, Füllstickereien, Durchbruch- und Point de lace-Arbeiten. Hier findet man auch zahlreiche Neuerungen, die jedoch keineswegs, wie sonst so häufig, zum Uebertriebenen oder Extremen führen, sondern ausschließlich dem guten Geschmack huldigen.

So sehen wir zum Beispiel häufig Stickereien in weißer Seide, mit Goldfäden umrahmt, auf feiner weißer Leinwand; Seide, — auch bunte Seide, — auf Leinwand ist überhaupt sehr stark vertreten, ebenso buntes Leinwandgarn, das bisweilen seines seidenähnlichen Glanzes halber dieselbe Wirkung hat.

Aber die ausgestellten Gegenstände dieser Art beschränken sich nicht auf solche als solche anerkannte weibliche Handarbeiten; der weibliche Erfindungsgeist sucht in möglichst viel neuem Spielraum zu gewinnen, wählt dazu die originellsten Formen und Dinge und verliert sich oft auf solchem Wege in die apartesten, niedrigsten Spielereien. So bewundern wir unter Anderem ein allerliebste, reich und geschmackvoll in Seide gefärbtes, helles Sonnenschirmchen, das nur für seinen Zweck weitaus zu kostbar und mühsam gearbeitet ist; oder ein luxuriöses Puppen-Häuschen, raffiniert mit winzigen, weiblichen Handarbeiten ausgestattet.

Es gäbe in den genannten, eigentlichsten Fächern weiblicher Handarbeit wohl noch unendlich viel zu erwähnen; doch es ist unmöglich, all' der musterhaften Leistungen auf diesem Gebiete zu gedenken. Wir führen nur noch jene Arbeiten an, deren Zweck es ist, kunstgewerbliche Gegenstände auf irgend eine Art, — besonders durch Malerei, — auszumalen und zu verschönern. So zahlreich auch die auf solche Weise zu verzierenden Gegenstände sein mögen, zwei davon behaupten stets siegreich den Platz, in der Ausstellung, wie anderwärts: bemalte Denschilder und Fächer. Erstere besonders sind zahlreich vertreten, und zwar häufig in Kococo, eine Montierung, die gewöhnlich mit den meist darauf angewandten Blumenstücken oder Stillleben sehr gut harmonirt. Eine Neuerung ist in dem Denschilder von Fräulein Vertha Sabine Wolf vertreten; die Blumen sind hier auf weißlichen Blättern theils gemalt, theils gestickt, und der Eindruck des Ganzen ist ein sehr prunkvoller, obgleich es eigentlich nicht Federmanns Geschmack ist, einen Stoff zugleich zu besticken und zu bemalen. Ein in Form und Malerei sehr originell und doch geschmackvoll gehaltener, kleiner Denschilder (wohl mehr für offene Kamine) zieht ferner in der Collectiv-Ausstellung Hirschwald unsere Blicke auf sich. Alle anderen Denschilder tragen mehr oder minder den Stempel des Kococo an sich, ein Stempel, der sich auch an vielen der ausgestellten Fächer keineswegs verleugnen läßt. Das vollkommenste in dieser Art hat entschieden Frau Meyer-Rageneck, Karlsruhe, geleistet; es sind dies sieben höchst geschmackvoll und originell in Aquarell gemalte Fächer, japanisch, persisch, griechisch und Kococo. Zwei mit Blüten bemalte Fächer aus Crepe von Julie Bonzelius verdienen ebenfalls unsere Aufmerksamkeit sowie die auf Seide gemalten Fächer von Frau Zahn-Fries. Hier kann man auch das einzige vorhandene Exemplar der Spiegelmalerei nicht unerwähnt lassen. Jene geschmacklose Mode, die da erlaubte, die Hälfte eines Spiegels mit Blumen zu bedecken, ist zwar fast gänzlich verschwunden; vollkommen zweckentsprechend und hübsch aber ist es, wenn man, wie Natalie von Rittin, den Rahmen eines Spiegels mit Blumen auf Silbergrund bemalt, während die innere Fläche frei bleibt. Schließlich sei nur noch flüchtig der sehr reichlich vertretenen Porzellan-Malerei gedacht, in der, wie in den anderen Malereien, Kococo stark vertreten ist. Nach der Anschauung vieler gehört indessen die Porzellan-Malerei strenggenommen nicht mehr zu den weiblichen Handarbeiten. Der Begriff „weibliche Handarbeiten“ ist überhaupt in der letzten Zeit zu einem der dehnbarsten geworden, die es giebt. Seit die Frau nach zahlreichen Seiten hin in die Fächer übergreift, die bisher fast ausschließlich Gebiet des Mannes waren; seit sie Metall gravirt und Wand-Decorationen malt; seit sie Arbeiten in geschmittenem Leder liefert, — dürfte man den Ausdruck „weibliche Handarbeiten“ entweder gar nicht mehr gebrauchen, da sich der Begriff sonst wahrcheinlich in's Endlose verlieren würde, oder man müßte ihn auf die Textil-Arbeit im engsten Sinne des Wortes, d. h. auf Arbeiten mit Nadel, Faden und Gewebe beschränken. Was uns indessen in so angenehmer Weise berührt, ist der Gedanke, daß der Fortschritt, der in letzter Zeit in diesem Fach gemacht wurde, gar keinen Vergleich mehr zuläßt mit den noch vor wenigen Jahrzehnten, ja vor wenigen Jahren gefertigten Arbeiten der Art; wir fühlen, daß jetzt das Mögliche geleistet wird, um jede, selbst die kleinste Handarbeit hübsch oder, kann das nicht erreicht werden, doch wenigstens geschmackvoll herzustellen. Und höchst erfreulich ist es, zu sehen, wie nicht bloß der Mann arbeitet, um sein Heim mit Gegenständen zu schmücken, die dem künstlerischen Schönheitsinstinct entsprechen, sondern wie auch die Frau das ihrige beiträgt, um jedes Gemach, jedes Möbel, jede Ecke mit jenen fein ausgeführten, künstlerischen Kleinigkeiten, — oder auch größeren Gegenständen, — zu überhäufen, die uns aus einem solchen Räume so recht das Urbild traulicher deutscher Gemüthslichkeit machen.

Marie Haushofer.

Haus der Frauenwelt

Wien. — Fürstin Pauline Metternich ist unter die Sterne veretzt worden. Nicht unter die Sterne der Aristokratie, denn hier glänzt sie schon seit langer Zeit als ein Fixstern, um den sich alle anderen Sternlein drehen, sondern unter die echten und rechten Sterne am Himmelzelt. Vor Kurzem hatte die Fürstin in Begleitung einer größeren Gesellschaft die Wiener Sternwarte besucht. Sämmtliche Herren der Anstalt wetteiferten in dem Bestreben, der hohen Besucherin alle Instrumente und Einrichtungen zu erklären, und als die Fürstin in die Abtheilung des berühmten Entdeckers Dr. Palisa kam, sagte dieser lächelnd zu seinem Nachbar: „Am Ende bringt mir die Fürstin Glück, und ich finde heute einen neuen Planeten.“ Das scherzweise hingeworfene Wort sollte bald in Erfüllung gehen, denn gegen Mitternacht entdeckte Dr. Palisa wirklich, was er gesucht. In dankbarer Erinnerung an den seltenen Besuch und die vielen Verdienste, welche sich die geniale Fürstin um Wien erworben, nannte der Gelehrte den neu entdeckten Planeten „Pauline“ und verständigte hiervon sämmtliche Sternwarten, die den Namen acceptirten und in die Himmelkarte einzeichneten.

Madrid. — Die Königin-Regentin von Spanien feierte jüngst ihren dreißigsten Geburtstag. Aus diesem Anlasse veranstaltete die Infantin Catalina ein Fest, bei welchem die beiden Töchter der Königin in der Tracht von Jünger Frauen erschienen; Jühl und seine Umgebung gehören nämlich zu den Lieblingsorten der hohen Frau. Die beiden Bäuerinnen hielten einen kleinen Dialog, worin sie sagten, sie seien eigens hierher gekommen, um den König Alfonso XIII. von Spanien zu sehen, und würden nicht vom Plage weichen, bis sie den Zweck erreicht hätten. Im selben Momente erschien der kleine Alfonso, gekleidet als spanischer Edelmann, ging auf die Bäuerinnen zu und sagte: „Kommt, ich werde euch lieber die Königin zeigen.“ Die Königin-Regentin war ob dieser Ueberraschung so gerührt, daß sie fortwährend schluchzte, was die kleinen Debutanten sehr lächelnd bemerkten. Die hohe Frau ist übrigens in dem Verkehr mit ihren Kindern von echt wienerischer Gemüthslichkeit und hängt insbesondere an ihrem Sohne mit innigster Mutterliebe. Kürzlich ist Alfonso im Auftrage der Regentin von Professor Koppay auf einem Schaafsfelde portrairt worden. Während der „Sitzungen“ pflegte die Fürstin stets zugegen zu sein, um ihrem Liebsten die Zeit zu vertreiben. Die unverbrüchlich strenge Etikette jenes Hofes konnte es nicht hindern, daß Donna Christina, — deren Lieblingsprache nach wie vor ein reizendes „Wienerisch“ ist, — Alfonso XIII. auch bei dieser Gelegenheit ihren „Bubi“ nannte. Mit ihrem mütterlichen Geplauder unterbrach sie die eintönige Ehrfurcht, welche die zwei verehrungswürdigen Hofdamen während der „Sitzungen“ im Maler-Atelier der kleinen Majestät bezeugten. Der König spielte aber am liebsten mit Vallen und Silberbüchern, froh auf dem Fußboden herum und sprach in seinem primitiven Spanisch-Deutsch-Französisch (er lernt diese drei Sprachen gleichzeitig) recht geschickte Dinge. Oft geschah es, daß das Königspaar bis zur Mittagsstunde im Atelier blieb und mit freudiger Ungeduld in die Hände schlug, wenn Musiklänge erschollen. Es war das tägliche Concert der Garde-Musikkapelle, welche auf den Stufen des Palais-Besitibüls malerisch gruppiert wurde. Dieses Concert hat keinen passionierteren Zuhörer, als den kleinen König, der außerdem gern reitet. Im Marstall befindet sich eine große Zahl der niedrigsten Ponys; sein Lieblingspferd aber, — weil es das größte ist, — ist vorläufig jenes aus einem ausgestopften andalusischen Doppelpony gar prächtig hergestellte Pferd, welches auf dem Koppayschen Bilde portrairt ist.

Bukarest. — Die Königin von Rumänien, die bekanntlich unter dem Namen Carmen Sylva eine sehr fleißige Dichterin ist, beschäftigt sich gegenwärtig mit der Herausgabe eines illustrierten Prachtwerkes, welches das königliche Schloß Sinaia zum Inhalt hat. Die Beschreibungen der Bilder rühren natürlich von Carmen Sylva her. Das interessante Werk soll nur in einer beschränkten Anzahl von Exemplaren erscheinen und den Freunden des königlichen Hofes von Sinaia zum Geschenk gemacht werden.

Die Mode

Nachdruck aus im Einzelnen verboten.

Berlin. — Selten sieht man etwas so Einfaches und Kleiderliches als das neueste Modell eines zu ländlichen Besuchen und Festen bestimmten Dutes für vierzeh- bis fünfzehnjährige Mädchen. Das italienische Strohhut ist im Innern der flachen Krempe mit Strohpilze belegt, durch welche grüner Krepp schimmert. Den niedrigen Kopf umgibt ein rosa Rosenkranz mit zartem Laub und jungen Schossen. Das Ganze bildet den reizendsten Rahmen, der sich für ein feingeschnittenes jugendliches Gesicht denken läßt.

Unter dem Einflusse des Vereines zur Förderung des Hanauer Kunstgewerbes gewinnt die Hanauer Goldschmiedekunst immer größere Bedeutung, wie denn auch ihren Erzeugnissen auf der Münchener Kunstgewerbe-Ausstellung gebührende Anerkennung zu Theil geworden ist. Mit Hinweis auf die bereits in der Nr. v. 9. Oct. 1887 veröffentlichte Serie geben wir unseren Lesern eine weitere Auswahl von Schmuck-Gegenständen, die in der ehemaligen kurheffischen Residenz entstanden und, ebenso wie jene, durch künstlerische Formen ausgezeichnet sind. Der Brillant bleibt der erklärte Liebling der eleganten Welt und wird neuerdings sogar in seinen Ketten als obere Raht-Verzierungen der Gesellschafts-Handschuhe ange-

wendet. Zu dem Diamant gesellen sich Saphir und Rubin und die stets als vornehmster Schmuck betrachtete Perle. Feste Armbänder wechseln mit breiten, beweglichen Patentketten, runde Broschen mit Spangeln und kleinen Nadeln. Die zierliche Aleeblatt-Form kehrt vielfach in den neuen Ringen wieder. Von eigenartigem Reize sind Schildpatt-Nadeln mit goldenen, von Brillanten und Rubinen funkelnden Schilden. Auch Lapis lazuli, der Lieblingsstein des hochseligen Kaisers Wilhelm, findet zur Verzierung goldener Uhrketten eine beifällig aufgenommene Verwendung. F. J.

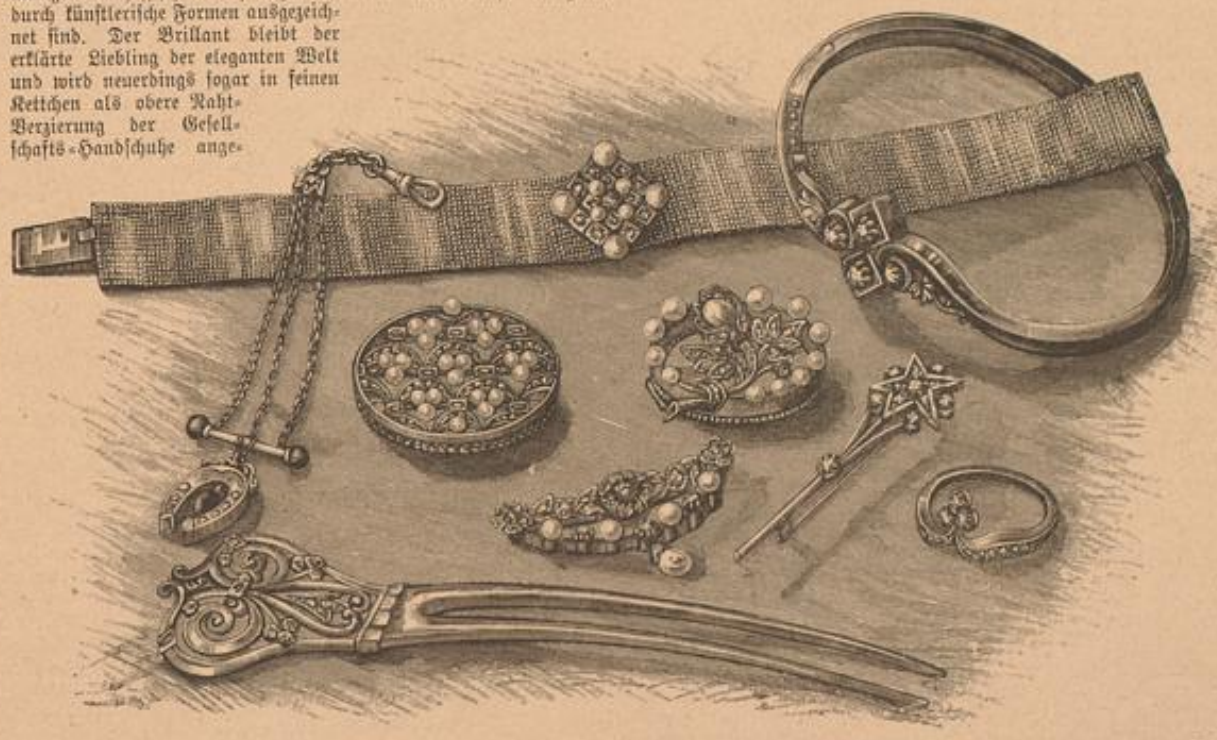
Paris. — Die gelungensten Sommer-Kostüme sind stets diejenigen, in denen weißer Wollstoff mit verwendet ist. Weiße Bigogne z. B. mit grauem Alpaca gemischt oder auch mit feingestreifter grüner Wolle bildet eine ebenso schmeckliche wie behagliche Tracht im Seebade oder auf dem Lande, wo die Abende oft recht kühl sind. Neuerdings taucht auch der bei unseren Großmüttern so beliebt gewesene Organdi wieder auf, der sich vortreflich wäscht und wohlfeiler ist als der gedruckte indische Musselin, während er diesem an Wirkung wenig nachgiebt. Man sieht ihn gestreift, gemischt, gerant und gewöhnlich auf Satin oder leichter Seide gearbeitet. Dunkle Surah-Kermel und gleicher Schleifenschmuck erhöhen die Eleganz dieser Organdi-Toilette. Auch



Bengaline wird viel getragen und zwar in den originellsten Anordnungen. Eine derselben verdient besondere Erwähnung, da der ganze Rock aus einem einzigen Stück besteht und die Draperie aus der seitwärts aufgenommenen, sehr langen Hinterbahn gebildet wird. Gestricke Gazestreifen dienen zur Garnitur. Der Schnitt des Kleides ist namentlich für starke Figuren sehr vortheilhaft.



Der seit Jahren vernachlässigten Franze wendet die Mode ihre Gunst von Neuem zu. Nicht nur die Abendmäntel, welche man in den Bädern vielfach vertreten sieht, sondern auch elegante Toiletten sind mit Franze garnirt. Zu einem Ueberkleide aus weiß und feuerroth gestreifter Seide zeigt der weiße, mit rostbraunen Blättern brochirte Tassetrock in etwa 10 Cent. breiten Zwischenräumen aufgesetzte Pliffs aus schwarzer Spitze, über welche feuerroth abgehäuterte Franze fällt. Eine doppelte Pelerine, die obere aus dem Stoff des Ueberkleides, die untere aus dem des Rockes und beide mit Spitze und Franze besetzt, vertritt sehr vortheilhaft die Stelle der Visite oder des Mantellets. Der Hut, welcher diese echt Pariser Toilette vervollständigt, besteht aus weiß und kastanienbraun carrirtem Strohhut; schwarze Spitze füttert die Krempe, Schleife aus weiß und feuerroth gestreiftem Bande.



1. Flaches Armband mit Agraffe aus Brillanten und Perlen um einen Rubin. — 2. Armband: schmaler Goldreif mit Brillanten in der Rosette. — 3. Uhrkette: aus Kapis-Kaguli sind die Knöpfe des die Ketten haltenden Quersabes wie die Kugel in dem mit Perlen verzierten Aufsatz. — 4. Brosche aus Steinen, mit Brillanten verzierten Halbmonden, deren jeder drei Perlen umgibt. — 5. Brosche: der Stiel der mit Brillanten verzierten Blätter läuft in einen mit Perlen in abwechselnder Größe verzierten Reifen aus, der den Rahmen bildet. — 6. Echnadel mit Brillanten. — 7. Ring mit Aleeblatt aus zwei Brillanten und einem Rubin. — 8. Spange mit Brillanten, Perlen und Rubinen. — 9. Belle Schildpatt-Nadel mit goldenem, mit kleinen Brillanten und einem Rubin verzierten Schilde.

Paris. — Die Freiheit und Ungebundenheit des Strandlebens bewirkt auch in den Toiletten der Damen eine größere Zwanglosigkeit. Abgesehen von den während der Wettrennen in Trouville und Deauville aufstehenden halb englischen, halb französischen Geschmacksrichtungen, die nach spätestens vierzehn Tagen wieder verschwinden und welche die wirklich feine Welt verächtlich macht, sich jene Zwanglosigkeit in der bunteren Zusammenstellung der meist sehr hellen, durchsichtigen Stoffe, sowie in den weniger beengenden Taillenschnitten bemerkbar. Aber gerade wegen dieser Lockerheit bedarf die Taille einer um so geschickter angeordneten Garnitur oder Draperie, um ihre verminderte Schlantheit zu verbergen. So sehen wir den breiten Krage und hohen Haltengürtel, oder den wiederartigen, der Volkstracht der Bretagne entlehnten Vorten-Befah, sowie den stets beliebten, auf's Mannigfaltigste gestalteten Revers zu Chemisets und Westen-Einsätzen aller Art. Die Kermel erweitern sich gleichfalls in dem frischen Luftzuge des Meeres und nehmen die verschiedensten Formen und Dimensionen an, während für das Gesellschafts-Kleid der glatte, anliegende Kermel die Oberherrschaft behält. Kinder-Kostüme sieht man sogar häufig ganz ohne Kermel. Auch das Haar nimmt Theil an der allgemeinen Befreiung vom Zwange. Es wird einfach gewunden und ziemlich tief aufgesteckt, um der ermüdeten Kopfhaut Ruhe zu gönnen. Die Koletterie aber ist auch hierbei nicht müßig, sondern legt das Haar in dicke Locken oder läßt es in großen

Behaltung der Originalborten in Typen überfetzt worden. Die Ausführung der „Balkan-Stückereien“ haben wir unseren Leserrinnen



wiederholt in Wort und Bild vermittelt, weshalb es ihnen nicht uninteressant sein dürfte, die naturgetreue Wiedergabe des Originalstückes mit Borte Nr. 1 zu vergleichen. A. D.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

feines Diner von sechs Gängen.

Klare braune Bouillon mit Mart-Groutons.
Weiße Suppe mit Purée von Hühnern.

Kalbsmilch à la Villeroi Recept 1334.
Cotelette von Lamm mit Bechamel-Sauce.

Kapaun à la Périgord Recept 1335 u. 1336.

Kal à la Tartare mit Montpellier-Butter Recept 1337 u. 1338.

Krebse in Aspice Recept 1339.

Junge wilde Enten.
Rehrüden und Salat nebst Compots.

Artischockenboden mit jungen Erbsen.

Recepte.

1334. **Kalbsmilch à la Villeroi.** Die recht große, gut gewässerte Kalbsmilch wird blanchirt, in Bouillon mit Salz, Zwiebel und Wurzelwerk weich gelocht und zwischen zwei etwas beschwerte Bleche oder Bretter gelegt. Erstaltet schneidet man sie in Scheiben und taucht sie in eine von Bouillon, Weismehl und einem Glase Weißwein bereitete, mit Zitronensaft abgeschärkte, dicke, weiße Sauce, in die man beliebig feingewiegte Champignons oder Trüffeln mischen kann. Wenn die Sauce auf den einzelnen Scheiben erstarrt ist und dieselben wie mit einem Ueberzuge umgiebt, paniert man die Stücke zunächst mit feingeriebener Semmel, dann mit geriebeltem Eigelb und nochmals mit Semmel, die mit Parmesanfäse vermischt wurde, und bäckt die Kalbsmilch in lodendem Badfett zu goldgelber Farbe, sie mit kleinen, ebenfalls im Fett croquant gebundenen Peterfilien-Bouquets garnirend.

1335. **Kapaun à la Périgord.** Ein junger, fetter Kapaun wird ausgenommen, gefengt und mit einer Farce gefüllt, bestehend aus 1/2 Kilo derdem Kalbfleisch, ebenso vielem Schweinefleisch, 1/2 Kilo gutem Lutspeck, 125 Gr. eingewickelter, ausgebrühter Semmel, etwas Zwiebel, Schalotte, Salz und Pfeffer. Das gut ausgehakte Fleisch schneidet man nebst dem Speck in Würfel, schwißt es auf reichem Feuer ab und läßt die Zwiebel und Schalotte in einem Theile Butter weich werden. Ist dies geschehen, so haakt man Alles recht fein, mischt es mit 4 bis 6 Eigelben, streicht die Farce durch ein Haarsieb und giebt nach Belieben eine kleinere oder größere Menge geschälter Trüffeln hinein. Mit dieser Farce werden der Kropf und das Innere des Kapauns gefüllt, der nun gut zusammengeheftet, mit Speckbarden umwickelt, bis zum Gebrauch 1 bis 2 Tage in kühler Luft liegen muß, damit das Fleisch recht von dem Aroma der Trüffeln durchzogen werde. In Butter recht festig gebraten, servirt man ihn mit seinem eigenen Fond, oder, noch besser, mit Périgord-Sauce.

1336. **Périgord-Sauce.** Einige Löffel braunen Schwammes werden mit Bouillon, einem Glase Portwein oder Madeira und einem Löffel Fleisch-Extract zu einer bündigen Sauce verdocht, in die man, nachdem sie durch ein feines Sieb gestrichen wurde, feingewiegte Trüffeln thut, mit denen sie noch einmal aufgelocht wird. Bedient man sich eingemachter Trüffeln, so ist der Fond derselben gut zu verwenden.

1337. **Kal à la Tartare mit Montpellier-Butter.** Einen 1 1/2 Kilo schweren Kal schlachtet man und schneidet ihn in etwa 6 Cent. lange Stücke, die in Wasser, ein wenig Essig, mit Zwiebel, Salz, Vorbeerblatt, Salbei, Pfeffer und Salz weich gelocht werden. Ist der Kal, aus der Brühe genommen, erstaltet, so trocknet man ihn ab, rührt 125 Gr. Butter mit 3 Eigelben, Pfeffer und Salz zu Sahne, bestreicht die Stücke damit, wälzt sie in geriebener Semmel, legt sie zwischen einen mit Butter besetzten Bogen Papier und bratet sie, — am besten auf dem Rost, — auf gelindem Kohlenfeuer zu schöner Farbe. Angerichtet, wird der Kal mit Peterfilie und Citronenscheiben garnirt, die mit Montpellier-Butter bestrichen sind; auch kann man eine Mayonnaise-Sauce dazu geben.

1338. **Montpellier-Butter.** Ein gut Theil feiner Kräuter, Peterfilie, Schnittlauch, Pimpinelle, Estragon werden blanchirt, ausgebrüht, feingewiegt, mit mehreren hart gelochten Eigelben, einem Löffel voll Kapern, 6 bis 8 Stück engräteten Sardellen im Mörser recht fein gestoßen, mit 1/2 Kilo Butter und etwas gutem Olivenöl vermenzt durch ein Sieb gestrichen und mit einigen Tropfen Estragon-Essig abgeschmeckt. Bis zum Gebrauche auf Eis gestellt, streicht man die Butter etwa 1 Cent. dick auf Citronenscheiben, glättet sie mit dem Messer und verzert sie durch kleine Kerbschnitte.

1339. **Krebse in Aspice.** Es gehören zu dieser sich durch feinen Geschmack und hübsches Aussehen gleich sehr empfehlenden Schüssel einige Schock großer Krebse, von denen hauptsächlich die Schwänze Verwendung finden; eine ausreichende Menge recht klaren Aspice, der in wiederholt angegebener Weise bereitet wurde, und eine, — am besten halbfugelförmige, — Sturz-Rasserole, oder glatte Gelée-Form, die man auf dem Eise recht erkalten läßt. Die Krebse werden gelocht, die Schwänze ausgebrochen und ebenfalls auf Eis gestellt, der Aspice indessen darf eben nur lauwarm und muß noch vollkommen flüssig sein. Sind diese Vorbereitungen beendet,

so nimmt man die Form in die eine Hand und gießt, sie langsam drehend, so viel von dem Aspice hinein, daß derselbe, erkaltend, sich an die Wände gleichmäßig festsetzt. Nun beginnt man die Form mit den Krebse, die Schwänze mit der oberen Seite nach außen legend, langsam zu füllen und gießt zwischen die einzelnen Schichten immer wieder etwas von dem Aspice, stellt aber die Form in's Eis, damit der Inhalt gleich erstarrt und nicht in dem flüssigen Aspice schwimme. Kurz vor dem Anrichten wird der Inhalt auf eine runde Schüssel gestürzt, die groß genug sein muß, um Raum für eine Mayonnaise-Sauce zu geben, welche rings herum gegossen, den Klaren, durchsichtigen Gelée, in dem die rothen Krebse durchschimmern, mit einem weißen Rande umgiebt.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Alpenrosen zu trocknen. — Kann mir eine Leserin mittheilen, wie man Alpenrosen trocknet, damit sie das frische Aussehen längere Zeit bewahren? Riki E.

Chloralk. — Auf welche Weise kann eine Hausfrau kontrolliren, ob die Dienstmädchen bei der Wäsche Chloralk benützen? Junge Hausfrau.

Bettfedern zu reinigen. — Wie reinigt man Bettfedern? Abonnentin auf dem Bunde.

Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Weiße Wollwäcker zu wäcken (80). — Man schlage ein Seifenwasser von guter weißer Wäsche so heiß, daß man die ganze Hand hineintauchen kann, ohne dieselbe zu verbrennen. In dieses Seifenbad lege man die weißen Wollwäcker und lasse dieselben eine Viertelstunde weichen. Dann lasse man die einzelnen Stücke an einem Ende an und schlage sie mit rascher, perpendicularer Bewegung hin und her, sodas der Stoff am Stoff sich rein wäscht. Dann ringe man mittelst Ringmaschine den Stoff scharf aus und wiederhole das ganze Verfahren noch einmal mit frischem Seifenwasser. Man spüle sodann die Wollwäcker einmal in reichlichem lauwarmen Wasser und einem Zusatz von Wäscheblau. Alsdann hänge man sie, scharf ausgerungen und danach tüchtig geklopft und geschlagen, sogleich auf. Frau Elli K.

Fußboden-Wachsböden (72). — Grau und stumpf gewordene Fußboden-Wachsböden werden wieder glänzend gemacht, indem man dieselben mit dickem Weinsäure überstreicht, dem man auch eine entsprechende Farbe beimischen kann. Abonnentin J. K.

Rathschläge.

Johannisbeer-Wein. — Je nachdem es sich darum handelt, aus Johannisbeeren einen leichten Tischwein oder schweren Dessert-Wein herzustellen, weichen die Recepte, besonders in Bezug auf den Zuckersatz, ungemein von einander ab. Für leichten Wein rechnet man auf 10 Liter Saft 20 bis 30 Liter Wasser und 5 bis 6 1/2 Kilo Zucker; für schweren Wein kann Zucker bis zur doppelten Menge, bei gleichem Wasserzusatze, in Anwendung kommen. Je mehr Wasser hinzugefügt wird, um so mehr Zucker ist erforderlich; letzterer bedingt den geistigen Gehalt und das Feuer des Weines. Rasch Belieben kann man weiße oder rothe Johannisbeeren verwenden; gemischte geben einen ebenso guten Wein, jedoch von matter Farbe. Die vollkommen reifen Johannisbeeren werden von den Stielen abgetrennt und in einem Holzfaße oder irdenem Gefäß zerstampft. Alles Eisen ist zu vermeiden, da es leicht das Schwarzwerden des Weines zur Folge hat. Der Brei, dem man eine Kleinigkeit Zucker hinzufügen kann, bleibt zwei Tage leicht bedeckt im Kühlen stehen. Hierauf wird der Saft gepreßt, entweder mit einer Obstpresse oder, in Ermangelung derselben, mit der Hand durch einen leinenenbeutel. Der ausgepreßte Saft wird nochmals durch ein Mulltuch gegossen und dann gemessen. „Auf die ausgebrühten Hülsen, die „Trester“, kann man wiederholt Wasser gießen, damit die Beeren vollständig ausgenutzt werden und nur noch Haut und Kerne übrig bleiben. Den zur Verwendung kommenden harten Zucker löst man im Wasser oder in dem zuletzt gewonnenen schwachen Saft auf. Manche halten es für besser, den Zucker mit Wasser aufkochen zu lassen und durch Abschäumen von allen Farbestoffen zu reinigen. Nach dem Erkalten, oder kann noch lauwarm, wird er dem Beeren-saft hinzugefügt. D. A.

Eier aufzubewahren. — August ist der Monat, in dem es sich empfiehlt, Eier zu sammeln, um sie für den Winter aufzubewahren; es haben die Hühner dann zu brüten aufgehört, man wird also sicherer sein, keine angegangenen Eier zu bekommen. Ein sorgfältiges Ausschauen derselben ist aber dennoch die erste Bedingung. Man prüft sie, indem man mit der Jungenspitze zunächst den oberen, unmittelbar darauf den unteren Theil berührt. Bei einem guten Ei wird man an der runden Fläche mehr Wärme als an der Spitze veripüren, bei einem angebrüteten haben beide Seiten die gleiche Temperatur. Da ein Conserviren, eine Verhütung von Fäulniß, nur möglich ist, indem man die Einwirkung der äußeren Luft abhält, so kommt es darauf an, die Schale möglichst hermetisch gegen dieselbe abzuschließen. Dies geschieht zunächst durch ein Verpacken in Uche, Sand, Häcksel, Sägespäne, erweist sich aber doch nicht immer ausreichend. Besser ist ein Aufbewahren in Kaltwasser. Man löst zu diesem Zweck ein Stück frischen Kalk in wenig Wasser, füllt, sobald sich derselbe aufgelöst hat, eine größere Menge Wasser zu, rührt tüchtig um und gießt, wenn sich der Bodensatz genügend gesetzt hat, das klare Wasser ab. Die Eier werden in Steintöpfe, eins neben dem anderen stehend, sorgsam verpackt, dann mit dem Kaltwasser übergossen, das ein paar Finger breit über sie fortfließen muß. Noch beliebter wurde in der neuesten Zeit das Bestreichen der Eierschalen mit verschiedenen Mitteln; es ist dies allerdings mühsamer, soll aber ein vollkommen sicheres Resultat ergeben. Die Stoffe, deren man sich bedient, sind: aufgelöster Gummi arabicum, Wasserglas, eine Lösung von Salicylsäure, etwas Weingeist und Wasser; auch reibt man die Eier mit Leinöl oder Paraffin ein, läßt sie trocknen und bewahrt sie, in Häcksel verpackt, in Kisten. E. A.

Bezugsquellen: Schmid, Seite 143; J. D. Werner, W. Friedländer, 175. — Tälmantel, Seite 144; R. Levin, O. Gaudelotzki-Platz 1.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt, ein farbiges Musterblatt für künstlerische Handarbeiten, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.



Wellen auf die Schultern fallen, sodas der Wind darin spielen und ihm köstliche Reflexe entlocken kann. Die Hüfte machen es sich in dreiföhligen Leder- oder Zeugschuhen mit schwarzen, gelben, grauen oder rothen Leder-Verzierungen bequem, ohne von ihrem Reize das Geringste einzubüßen. Mit einem Worte, man sucht die Eleganz im Seebade mehr in einer harmonischen Gesamterscheinung, als in jugelstippten Einzelheiten, wie sie zwar in den Salon, aber keineswegs in den großartigen Naturrahmen passen. B. de G.

Wien. — So allseitig bedacht für Alt und Jung, für schlanke und stärkere Figuren, war wohl selten die Mode wie jezt. Ohne Sorgen vermag jede Dame in dem überreichen Schatze von Formen, welche die heutige Geschmacksrichtung als „modern“ acceptirt, auszuwählen. Sie wird leicht dasjenige finden, welches ihrer Erscheinung am vorteilhaftesten kleidet. Obwohl mit den draperielosen Röcken und den glatten Taillen eine für jugendliche Gestalten sehr vorteilhafte Mode angebrochen ist, finden doch wieder vollere Figuren in den maßvollen Drapirungen das für sie Erforderliche. Für zarte wie für große Erscheinungen sind die Bauschärnel ein neuer Reiz, hier wirken sie imponant, dort düstig. Der breite Gürtel verschönert allzu schlanke Figuren, während die spangenartig arrangirten Bandgürtel eine unabsehlich erscheinende Correctur starker Gestalten bilden. Ganz allerliebste und für weiße Stoffe besonders empfehlenswerth sind die schnurartigen Taillen. Das der hohe Stehkragen neben weit zurückgeschlagenen Krage und decentem herzförmigen Ausschnitt nicht nur noch immer gebildet ist, sondern stets distinguirt bleibt, wird vielen Damen sehr angenehm zu hören sein. Denn so bezaubernd ein junger oder schöner Hals einer losen Umkleidung entfleigt, ebenso vernichtend wirkt ein unschöner oder ältlicher Hals, für den der Stehkragen stets eine Nothwendigkeit bleiben wird. Wenn feinfühlende Damen stets der unparteiischen Kritik ihres Spiegels folgen, werden sie nie in der Wahl ihres Anzuges einen Mißgriff thun.

— Bezugnehmend auf das bunte Bild 746, welches der Nr. vom 5. Aug. d. J. beigegeben wurde, zeigen die nebenstehenden Abbildungen den interessanten schwarzen Epheumantel in der Rückansicht, um seine gefällig anschließende Form zu erklären, die auf dem Bilde durch den Mantel sehr verdeckte Taille aber vorn, damit das hübsche Krage-Arrangement den Leserrinnen verständlicher wird.



Handarbeiten.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Musterblätter für künstlerische Handarbeiten. Nr. 8. Bulgargische Stickmuster. — Die vorliegenden Stickmuster, die wir als echt bulgarische bezeichnen können, sind nach Resten von Verzierungen eines Kostümsstückes aus kräftigem Weinen unter Bei-